

Carl Heinrich Becker Lecture
der Fritz Thyssen Stiftung
2007

»So ist die islamische Welt mit der europäisch-amerikanischen durch tausend Fäden verbunden. Löst man die historischen Bande, so sind weder die islamische noch die europäische Welt [...] zu verstehen.«

Carl Heinrich Becker, *Der Islam im Rahmen einer allgemeinen Kulturgeschichte*, in *Islamstudien*, Bd. 1, 1924.

CARL HEINRICH BECKER (1876–1933)

gilt als Mitbegründer einer modernen Islamwissenschaft, welche die Orientalische Philologie durch kultur- und religionsgeschichtliche wie auch soziologische Ansätze im Sinne einer Verflechtungsgeschichte erweitert hat. Als Kulturpolitiker und preußischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung setzte er sich maßgeblich für die Stärkung der Auslandskunde als Bestandteil nationaler Bildung und zur Vermeidung von Konflikten ein.

CARL HEINRICH BECKER (1876–1933)

was an Orientalist who is remembered as one of the founders of modern Islamic Studies in Germany and for his vision of entangled Histories and Culture of Europe and the Muslim world. As Prussian Minister of Culture and Education he supported the study of foreign languages, histories and culture as a part of national education and as a means to avoid conflict.



Carl Heinrich Becker Lecture der Fritz Thyssen Stiftung 2007

Diese Publikation enthält die vollständige Druckfassung der ersten Carl Heinrich Becker Lecture der Fritz Thyssen Stiftung, die von Maria Todorova am 21. Mai 2007 in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften gehalten wurde. Alle Rechte vorbehalten. Berlin 2007.

This publication is the full print version of the first Carl Heinrich Becker Lecture of the Fritz Thyssen Stiftung, delivered by Maria Todorova on Mai 21, 2007 at the Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. All rights reserved. Published in Berlin 2007.

WOLF LEPENIES

Vorrede 6

Introduction 16

MARIA TODOROVA

Historische Vermächtnisse zwischen Europa und dem Nahen Osten 26

Historical Legacies Between Europe and the Near East 56

Die Fritz Thyssen Stiftung 82

The Fritz Thyssen Stiftung 83

Vorrede

Liebe Maria Todorova, liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine Damen und Herren!

Zur ersten Carl Heinrich Becker Lecture der Fritz Thyssen Stiftung heiÙe ich Sie alle herzlich willkommen. Ich tue dies auch im Namen von Frau Angela Friederici, der Ersten Vizepräsidentin der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, und im Namen von Luca Giuliani, dem Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin. Mein Name ist Wolf Lepenies — ich bin Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats der Fritz Thyssen Stiftung.

Unsere drei Institutionen sind gemeinsame Träger des Forschungsprogramms »Europa im Nahen Osten — Der Nahe Osten in Europa«. Das Programm steht in der Tradition des 1996 gegründeten Berliner »Arbeitskreises Moderne und Islam«. Der Arbeitskreis wurde von den Berliner Universitäten, dem Zentrum Moderner Orient und dem Wissenschaftskolleg getragen, daran beteiligt waren weitere deutsche und europäische Forschungseinrichtungen; seine Instrumente waren das Berliner Seminar, Arbeitsgespräche, ein für Nachwuchswissenschaftler bestimmtes Stipendienprogramm und eine abwechselnd in Berlin und in einem Land des Nahen Ostens veranstaltete Sommerakademie. Diese Instrumente sind geblieben.

Das Forschungsprogramm, das von der Fritz Thyssen Stiftung über einen Zeitraum von fünf Jahren finanziert wird, setzt sich drei Ziele:

- ◆ *Erstens* sollen — in Übereinstimmung wie Differenz — historische Vermächtnisse zwischen Europa und dem Nahen Osten untersucht werden,
- ◆ *zweitens* werden mythische Ursprungserzählungen analysiert, die einzelne Kulturen — in Europa wie im Nahen Osten — bis heute prägen und
- ◆ *drittens* wird der Versuch unternommen, in begriffsgeschichtlich-vergleichender Perspektive Kernprobleme der Moderne in Europa wie im Nahen Osten zu erforschen.

Diese drei Ziele werden in vier verschiedenen Forschungsfeldern und in einem Diskussionsforum verfolgt, deren Fragestellungen an Bruchlinien nationaler, religiöser oder kultureller Vorverständnisse ansetzen und unterschiedliche disziplinäre Perspektiven (Philologie, Literaturwissenschaft, Geschichte, Islamwissenschaft, Politologie) umfassen:

- ◆ »*Der Koran als Text einer gemeinsamen Antike und geteilten Geschichte*« lokalisiert den Gründungstext des Islam im religiösen und kulturellen Kontext der Spätantike. Dabei werden die islamischen wie auch die christlichen und jüdischen Traditionen in den Blick genommen — ebenso wie die Rezeption des Korans im Nahen Osten und in Europa.¹
- ◆ »*Mobile Traditionen: Vergleichende Perspektiven auf nahöstliche Literaturen*« unterzieht die literarischen Verflechtungen und Kanonisierungsprozesse zwischen Europa und dem Nahen Osten einer Neubewertung. Ausgehend von nahöstlichen Literaturen sollen Übersetzungsprozesse und Transformationen von Texten, Theorien, literarischen Genres und Ursprungsmythen problematisiert werden.²

1 Leitung: Angelika Neuwirth (Freie Universität Berlin) und Stefan Wild (Universität Bonn)

2 Leitung: Friederike Pannewick (Universität Oslo) und Samah Selim (Aix-en-Provence)

- ◆ »Städtevergleich: Kosmopolitismus im Mittelmeerraum und den angrenzenden Regionen« leistet einen Beitrag zur Debatte über Kosmopolitismus und Zivilgesellschaft, wobei die Erfahrung des Zusammenlebens unterschiedlicher soziokultureller, ethnischer und religiöser Gruppen in den Städten am Mittelmeer im Zentrum steht.³
- ◆ »Politisches Denken im modernen Islam: Nahöstliche und europäische Perspektiven« analysiert das moderne politische Denken in islamischen Gesellschaften im Kontext von Theorien zu multiplen oder reflexiven Modernen.⁴
- ◆ »Forum: Tradition und die Kritik der Moderne. Säkularismus, Fundamentalismus und Religion aus nahöstlichen Perspektiven« problematisiert Querschnittsfragen der vier Forschungsfelder.⁵

In diesen Forschungsfeldern und im Diskussionsforum arbeiten deutsche und europäische Nahostwissenschaftler mit Wissenschaftlern aus dem Nahen Osten zusammen, die eine Vielfalt von Disziplinen vertreten.

Ich freue mich, dass heute Abend mit Gudrun Krämer, die gegenwärtig auch Sprecherin des Forschungsprogramms ist, Ulrike Freitag, Nora Lafi und Angelika Neuwirth vier der Wissenschaftlerinnen anwesend sind, die für einzelne der eben genannten Forschungsfelder verantwortlich zeichnen. Begrüßen möchte ich auch die Fellows des Forschungsprogramms, die in diesem Jahr aus Ägypten, Iran, Indonesien, Israel, Marokko, Palästina, der Türkei und den USA kommen.

Das Forschungsprogramm unterläuft den »disziplinären Nationalismus« der Einzeldisziplinen, es betont die Notwendigkeit des gemeinsamen Forschens mit Wissenschaftlern aus den Ländern des Nahen Ostens und es macht den Versuch, Brücken zwischen Wissenschaft, Kunst und Öffentlichkeit zu schlagen.

3 Leitung: Ulrike Freitag und Nora Lafi (beide Zentrum Moderner Orient)

4 Leitung: Gudrun Krämer (Freie Universität Berlin)

5 Leitung: Amnon Raz-Krakotzkin (Ben-Gurion University, Beer-Sheva)

Einmal im Jahr soll dabei die Carl Heinrich Becker-Vorlesung ein größeres Publikum mit zentralen Themen und Fragestellungen des Forschungsprogramms »Europa im Nahen Osten — Der Nahe Osten in Europa« bekannt machen. Dessen internationaler Charakter wird dabei von der Überzeugung getragen — ich zitiere Becker —, dass »die Entwicklung von Forschung, Bildung und Kultur ... heute im einzelnen Land falsche Wege [nimmt], wenn sie nicht im detaillierten Kontakt mit der Entwicklung der anderen Länder erfolgt« und dass »das gegenseitige Kennenlernen der Selbstkritik« weiter führt als der Erfolgsaustausch. Ich habe Becker mit seinem Aufsatz über »Aussenpolitik und Kulturpolitik« zitiert⁶ — Hellmut Becker, den Sohn Carl Heinrich Beckers, der von seiner Position als Direktor am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung der Wissenschafts- und Bildungspolitik der alten Bundesrepublik entscheidende Impulse gegeben hat. Es gibt, daran wollte ich erinnern, auf diesem weiten Feld so etwas wie eine Becker-Tradition — und ich freue mich besonders, dass heute Abend zum Auftakt der Carl Heinrich Becker-Vorlesungen so viele Familienmitglieder unter den Zuhörern sind.

Unsere Vorlesungsreihe soll an Carl Heinrich Becker erinnern, den großen Orientalisten, Hochschulreformer und wegweisenden Kulturpolitiker der Weimarer Republik, der 1876 geboren wurde und 1933, unmittelbar nach der Machtergreifung der Nazis, starb. Es ist unser Wunsch und unsere Hoffnung, dass die Vortragenden der Becker-Vorlesungen aus der Sicht ihrer eigenen Forschungen auch zu Carl Heinrich Becker und Aspekten seines Wirkens Stellung nehmen. Da Maria Todorova — wie Sie gleich hören werden — dies mit Blick auf den Orientalisten in eindrucksvoller Weise tun wird, beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen, die den Kulturpolitiker Carl Heinrich Becker betreffen.

Becker hatte ab 1895 in Lausanne, Heidelberg und Berlin Arabistik und Religionswissenschaft studiert, vier Jahre später promoviert und sich 1902 mit einer Arbeit »Zur Geschichte Ägyptens

6 Hellmut Becker, »Aussenpolitik und Kulturpolitik«, in: *Merkur* 164 (1961), S. 9, 10.

unter dem Islam«⁷ habilitiert. In seiner ersten öffentlichen Probevorlesung sprach Becker über die Rolle der Frau im Islam. Er wurde — um Fritz Steppat zu zitieren, den für viele von uns unvergessenen, 2006 verstorbenen Ordinarius für Islamwissenschaft an der Freien Universität — zum »Begründer der Islamkunde«⁸ in Deutschland. Für Becker war es selbstverständlich, dass philologische, historische sowie soziologische Ansätze in diesem Fach nicht gegeneinander ausgespielt werden konnten, sondern sich miteinander vereinten, um der Islamwissenschaft ein tragfähiges theoretisches Fundament und die Chance zur Erarbeitung anwendungsfähiger Forschungsergebnisse zu geben.

Auch als Fachwissenschaftler war Carl Heinrich Becker Wissenschaftspolitiker und so sah er in seinem Wechsel in die Wissenschaftsverwaltung keinen Bruch, sondern eine Ergänzung und Weiterentwicklung seiner Forschungstätigkeit. 1921 war Becker im Kabinett Adam Stegerwald für wenige Monate preußischer Kultusminister, im Kabinett von Otto Braun bekleidete er von 1925 bis zum 30. Januar 1930 das Amt als preußischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.

Becker gehörte zu den Vernunftrepublikanern, an denen die Weimarer Republik reich war. Man kann dies im Rückblick nicht erwähnen, ohne zu fragen, ob die Republik nicht länger hätte überleben können, wenn es in ihr mehr Gefühlsrepublikaner gegeben hätte. »Auch ich bin kein Republikaner aus Leidenschaft, sondern aus Vernunft«, schrieb Becker 1925: »Die Republik war doch eine Notlösung. *Make the best of it* — [das] ist unsere Aufgabe«⁹. *Make the best of it* — diese Aufgabe hat Carl Heinrich Becker in eindrucksvoller Weise gemeistert. Der »Minister des Geistes«, wie der ehemalige badische Kultusminister Willy Hellpach ihn nannte, schloss sich zeitlebens keiner Partei an und war vielleicht auf Grund dieser Ungebundenheit,

7 Carl Heinrich Becker, *Beiträge zur Geschichte Ägyptens unter dem Islam*, Strassburg 1902–1903.

8 Fritz Steppat, »Der Beitrag der deutschen Orientalistik zum Verständnis des Islam«, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 35, H. 3 (1985), S. 387.

9 Erich Wende, »Der Kulturpolitiker«, in: *Carl Heinrich Becker. Ein Gedenkbuch*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1950, S. 20.

die auch Unbefangenheit mit sich brachte, eindrucksvoller als viele andere in der Lage, sein »Bekenntnis zur Demokratie als Bildungs- und Lebensform der Nation«¹⁰ mit Leben zu erfüllen und praxisnah wirken zu lassen. Wurde er nach seinem parteipolitischen Standort gefragt, antwortete er: »Ich stehe zur Partei der Bildung«. Gerade weil er davon überzeugt war, dass der republikanische Gedanke niemandem oktroyiert werden dürfe, dass jedermann davon durch Vorbilder überzeugt werden musste, warb Becker, der nach eigener Aussage »freudlos« das Ministeramt angetreten hatte, durch sein Tun für die Republik.

Es war nicht überraschend, dass für den aus der Orientalistik in die Politik gewechselten Becker die Kulturaußenpolitik im Zentrum seines Interesses stand. Eindrucksvoll und bis heute lesenswert belegt dieses Interesse die 1917, mitten im Ersten Weltkrieg verfasste »Denkschrift des preußischen Kultusministeriums über die Förderung der Auslandsstudien«¹¹. Bezeichnenderweise wird am Anfang dieser Denkschrift als erster Kronzeuge Humboldt genannt — ohne Vornamen, denn Becker wäre es kaum in den Sinn gekommen, Wilhelm und Alexander voneinander zu trennen oder gar gegeneinander auszuspielen. Carl Heinrich Becker übte scharfe Kritik an der von ihm so genannten »binnenländischen Orientierung unserer Bildung«. Es kam aber entscheidend nicht nur darauf an, »Pioniere des Deutschtums im Ausland«, sondern »weltpolitisch gebildete Staatsbürger zu erziehen«¹². Bisher, so Becker, wurde die Kultur in der Außenpolitik nur als ein Vehikel wirtschaftlichen Einflusses, als »graziöser Schnörkel auf dem kaufmännischen Wechsel« angesehen. In Zukunft, dessen war Becker sich sicher, würde die Kulturpolitik auch als Richtschnur der Wirtschaftspolitik dienen.

Auf dem Feld der Kultur verzahnten sich Innen- und Außenpolitik. Erst bildungspolitische Reformen im Inneren führten zur erstrebten Außenwirkung. »Die Erziehung zum Weltvolk«, so Becker,

10 A.a.O., S. 22.

11 Carl Heinrich Becker, *Internationale Wissenschaft und nationale Bildung. Ausgewählte Schriften*, herausgegeben von Guido Müller, Köln (Böhlau) 1997, S. 157–170.

12 A.a.O., S. 157.

»erfolgt nicht durch Konsuln und Diplomaten, sondern durch eine den neuen Tatsachen unserer Weltstellung gerecht werdende Erweiterung unserer Bildungsinhalte«¹³. Diese notwendige Erweiterung ließ auch eine vorsichtige Distanzierung von herkömmlichen Erziehungsidealen zu. So gestand Becker zu, dass »die Ideen von Weimar und die Zucht von Potsdam zwar auch weiterhin die Grundlagen unserer Kultur bilden sollen«, mahnte aber zugleich, »dass [...] das neue Deutschland auch andere Aufgaben zu erfüllen hat als literarisch-künstlerische Bildung zu pflegen und pflichttreue Staatsdiener und tapfere Soldaten [wir sind im Jahr 1917!] zu erziehen. Unser Feld ist die Welt«¹⁴.

Im Rahmen eines Forschungsprojekts mit dem Titel »Europa im Nahen Osten — Der Nahe Osten in Europa« eine Vorlesungsreihe im Namen und zu Ehren Carl Heinrich Beckers zu errichten, ist höchst aktuell. Ich bin mir sicher, dass Becker die gegenwärtigen Diskussionen um die Neugestaltung des Schlossplatzes, der Mitte Berlins und damit der Mitte der Hauptstadt und der Republik nicht nur mit Interesse, sondern auch mit eigenen Ideen und Initiativen verfolgt hätte. Der Name »Humboldt-Forum« hätte ihm bestimmt gefallen — und er hätte dabei an Wilhelm und Alexander zugleich gedacht. Ein besseres Motto als das Wort Carl Heinrich Beckers kann ich mir für dieses geplante Forum, das hoffentlich bald verwirklicht werden wird, nicht denken, für ein Forum in der Mitte der Bundesrepublik Deutschland: »Unser Feld ist die Welt«.

Zum Auftakt der Carl Heinrich Becker-Vorlesungen der Fritz Thyssen Stiftung im Rahmen des Forschungsprojekts »Europa im Nahen Osten — Der Nahe Osten in Europa« konnten wir keine bessere Rednerin gewinnen als Maria Todorova, die ich herzlich begrüße. Es ist für viele von uns ein Wiedersehen, denn Maria Todorova war im Akademischen Jahr 2004/05 Fellow des Wissenschaftskollegs zu Berlin und ist Mitglied seines Wissenschaftlichen Beirats.

Maria Todorova ist gegenwärtig Professorin für Geschichte an der University of Illinois in Urbana-Champaign. 1977 habilitierte sie

13 A.a.O., S. 161–162.

14 A.a.O., S. 162.

sich an der Universität von Sofia, unterrichtete an den Universitäten Florida, Sofia, Maryland, Graz, Harvard und Boğaziçi. Seit 2001 lehrt und forscht sie an der University of Illinois. Sie erhielt die besten und begehrtesten Stipendien — Fulbright, Mellon, Guggenheim — und wurde, unter anderem, an das Woodrow Wilson Center in Washington, das National Humanities Center in Research Triangle Park und an das Wiener Institut für die Wissenschaften vom Menschen eingeladen. Ihre Arbeiten sind in der Sozial- und Kulturgeschichte sowie der historischen Demographie angesiedelt; schwerpunktmäßig hat sie sich in letzter Zeit Problemen des Nationalismus zugewandt; ein großes Projekt, das nach dem Weiterwirken von Kommunismus und Postkommunismus fragt, geht auf ihre Initiative zurück.

Bekannt und berühmt wurde Maria Todorova durch ihr Buch *Imagining the Balkans*, das 1997 von der Oxford University Press auf Englisch veröffentlicht wurde. Edward Saids Buch *Orientalism* hat dabei gewiss Pate gestanden, aber der Balkan ist für »den Westen« ein noch weit größerer intellektueller und politischer Skandal als der Orient: Wie wird man mit einer Fremde fertig, die man in die Ferne verbannen möchte und die einem dennoch nahe bleibt, weil sie weiß und überwiegend christlich ist? In ihrem Buch zeigt Maria Todorova, wie sehr das westliche Europa darauf angewiesen war, sich ein bestimmtes Bild vom Balkan zu machen, um sich der Wirklichkeit eines Teils von Europa zu entziehen. Der Rang von *Imagining the Balkans* liegt darin, dass Maria Todorova sich in ihrem großen und großartigen Buch weniger mit den Dummheiten der Dummköpfe auseinandersetzt — big deal! —, sondern mit den Irrwegen der Schlaumeier und den Fehleinschätzungen der Gescheiten in Politik und Wissenschaft, die von Bismarck bis George Kennan reichen.

Wie aktuell das Buch von Maria Todorova geblieben war, zeigte sich, als nach dem sogenannten »Ende« des Kommunismus die Bürgerkriege auf dem Gebiet der ehemaligen Volksrepublik Jugoslawien ausbrachen. Sofort war im Westen daraufhin von einem neuen »Krieg auf dem Balkan« die Rede und es zeichnete sich ab, dass Politiker und Publizisten des alten Europa erneut in eine selbstgebaute semantische Falle tappten, allen voran die deutsche Außenpolitik, deren blitzschnelle Anerkennungsrhetorik und -praxis gegen-

über Slowenien und Kroatien schließlich als Beweis dafür erschien, dass auch eine verspätete Nation überstürzt handeln kann. Und heute? Gehört nicht auch Bulgarien zur EU? Wer redet noch vom Balkan? Maria Todorovas Buch bleibt — leider — aktuell. Vor ein paar Tagen hat Javier Solana, der außenpolitische Repräsentant der Europäischen Union, — verdienstermaßen — den Aachener Karlspreis erhalten. Zur Begründung war unter anderem davon die Rede, Solana habe mit der »Befriedung des Balkan« ein Meisterstück geliefert. Ein Meisterstück in der Tat, dieses Musterbeispiel alt-europäischer Selbsttäuschung: Selten ist so schnell und selbstvergessen ein politisches und militärisches Desaster in einen strahlenden Triumph verwandelt worden. Europa als Midas: Plötzlich wird auch, was nie glänzte, zu strahlendem Gold ...

Sie können *Imagining the Balkans* auf Englisch, Deutsch, Italienisch, Bulgarisch, Griechisch, Rumänisch, Serbisch, Slowenisch, Mazedonisch, Türkisch und Albanisch lesen — wenn Sie es denn können. Maria Todorova kann es. Anstatt Ihnen weiter aufzuzählen: die Bücher, die sie geschrieben, die Komitees, denen sie angehört, die Universitäten, die sie besucht und die Ehrungen, die sie empfangen hat, will ich Ihnen in Ausschnitten eine kleine Episode nacherzählen, Teil des Arbeitsberichts, um den die Fellows des Wissenschaftskollegs gebeten werden und den Maria Todorova im Jahrbuch 2004/2005 des Kollegs veröffentlicht hat:

Am zweiten Tag nach meiner Ankunft in Berlin fuhren eine Freundin aus New York und ich mit der S-Bahn nach Kreuzberg, um dort die alte ottomanische Küche zu kosten. Obwohl beide von uns jetzt »Amerikaner« waren, stammten wir doch aus dem alten »Reich«: sie aus Jordanien, ich aus Bulgarien. Und was wir gemeinsam hatten, war nicht zuletzt die Wertschätzung unseres gemeinsamen kulinarischen Erbes. Auch sprachen wir zusammen einige Sprachen des ottomanischen Reiches — abgesehen von manchen Idiomen gegenwärtiger Imperien, die wir ebenfalls miteinander teilten. Als wir die U-Bahn-Station Kottbusser Tor verließen, war die erste Sprache, die wir vernahmen, Arabisch, und meine Freundin erkannte

sofort, dass es sich dabei um einen irakischen Dialekt handelte. Wie sich herausstellte, war der nächste Passant, den wir auf Türkisch nach einem netten Restaurant fragten, ein Kurde. Als wir uns dem von ihm empfohlenen Restaurant näherten, kamen wir an einer kaukasischen Hochzeit vorbei, was meine Freundin sofort zu improvisierter Feldforschung nutzte. Wir trafen bald darauf einen anderen, türkisch aussehenden Passanten, den wir nach dem weiteren Weg fragten. Sein Türkisch war ziemlich holprig, und es stellte sich heraus, dass es ein bulgarischer Türke war, der sich vor Freude gar nicht mehr fassen konnte, einmal in seiner wirklichen Muttersprache zu reden. Schließlich langten wir in dem Restaurant an, und die Kellnerin, eine energische und kräftige junge Frau, complimentierte uns für unsere Türkisch-Kenntnisse. Ihr Türkisch war aber ebenfalls nicht allzu gut; sie war eine Azeri, die vor kurzem einen Türken geheiratet und sich in Berlin niedergelassen hatte. Als wir sie fragten, ob sie Russisch sprach, hellte sich ihr Gesicht auf, und sie erzählte mir, wie sehr sie es vermisste, Russisch sprechen zu können. Auch stellte sich heraus, dass sie, eine Muslima, eine große Verehrerin der Jungfrau Maria war. Als bevorzugte Gäste spendierte uns das Restaurant den Nachtisch — *ashure* [oder Noahs Pudding, in dem der Überlieferung nach alle Lebensmittel enthalten sind, die sich in der Arche befanden, als Noah auf dem Berg Ararat landete] — und der Rest des Abends endete in einer heftigen Debatte, ob *ashure* ein persisches oder ein armenisches Gericht ist. Wir kamen zu keinem abschließenden Urteil, aber wir hatten eine erste, wichtige Lektion gelernt: Man kann in Berlin ohne ein einziges Wort in Deutsch oder Englisch zurecht kommen — und ohne einen einzigen Türken zu treffen.¹⁵

Europa im Nahen Osten — Der Nahe Osten in Europa! Ich denke, meine Damen und Herren, Sie werden mir zustimmen: Für die erste Carl Heinrich Becker-Vorlesung im Rahmen unseres Forschungsprogramms konnte es keine bessere Rednerin geben als Maria Todorova.

¹⁵ Maria Todorova, »In Search of a Turk ... and Other Things in Berlin«, in: *Jahrbuch des Wissenschaftskollegs zu Berlin 2004/2005*, herausgegeben von Dieter Grimm, S. 194–195.

Introduction

Dear Maria Todorova, dear colleagues,
ladies and gentlemen!

I would like to welcome you to the Carl Heinrich Becker Lecture of the Fritz Thyssen Foundation. I do this also in the names of Angela Friederici, the First Vice President of the Berlin-Brandenburg Academy of Sciences and of Luca Giuliani, the Rector of the Wissenschaftskolleg zu Berlin. My name is Wolf Lepenies — I am the Chairman of the Academic Advisory Board of the Fritz Thyssen Foundation.

Our three institutions are the joint sponsors of the research program “Europe in the Middle East — the Middle East in Europe”, which stands in the tradition of Berlin’s “Working Group Modernity and Islam”, which was founded in 1996. The Working Group was sponsored by Berlin’s universities, the Centre for Modern Oriental Studies, and the Wissenschaftskolleg, with participation by other German and European research institutions. The Working Group’s instruments were the Berliner Seminar, working discussions, a stipend program for young researchers, and a Summer Academy staged in alternation between Berlin and a country of the Middle East. These instruments have remained.

The research program, which will be financed by the Fritz

Thyssen Foundation for a period of five years, has set itself three goals:

- ◆ *First*, we will investigate historical legacies between Europe and the Middle East — in their congruence and their difference,
- ◆ *Second*, we will analyze mythical narratives of origin that shape the individual cultures in Europe and the Middle East to this day, and
- ◆ *Third*, we will attempt to research the core problems of modernity in Europe and the Middle East from a comparative history-of-concepts perspective.

These three goals will be pursued in four different fields of research and in a discussion forum whose questions set their wedge at fracture lines of pre-existing national, religious, or cultural understandings and that comprise various disciplinary perspectives (philology, literary studies, history, Islamic studies, political science):

- ◆ “*Perspectives on the Qur’an: Negotiating Different Views of a Shared History*” situates the foundational text of Islam within the religious landscape of Late Antiquity and combines a historicization of its genesis with its reception.¹
- ◆ “*Travelling Traditions: Comparative Perspectives on Near Eastern Literatures*” reassesses literary entanglements and processes of canonization. Beginning with Middle Eastern literatures, translation processes and the transformations of texts, theories, literary genres, and myths of origin will be problematized.²
- ◆ “*Cities Compared: Cosmopolitanism in the Mediterranean and Adjacent Regions*” contributes to the debate over cosmopolitanism and civil society from the historical experience of con-

1 Head: Angelika Neuwirth (Free University of Berlin) and Stefan Wild (University of Bonn)

2 Head: Friederike Pannewick (University of Oslo) and Samah Selim (Aix-en-Provence)

viviality and socio-cultural, ethnic, and religious differences in the cities around the Mediterranean.³

- ♦ “*Islamic Discourse Contested: Middle Eastern and European Perspectives*” analyzes modern Islamic thought and discourses in the framework of theories of multiple or reflexive modernities.⁴
- ♦ “*Tradition and the Critique of Modernity: Secularism, Fundamentalism and Religion from Middle Eastern Perspectives*” will accompany the four research groups. The idea is to rethink key concepts of Modernity like secularity, tradition, or religion in the context of the experiences, interpretations, and critiques of Jews, Arabs, and Muslims in the Middle East and in Europe.⁵

In these research fields and in the discussion forum, German and European researchers on the Middle East will work together with researchers from the Middle East from a wide spectrum of disciplines.

I am pleased that, with Gudrun Krämer, who is currently also the speaker of the research program, and Ulrike Freitag, Nora Lafi, and Angelika Neuwirth, four of the researchers are present who are respectively responsible for the research fields just mentioned. I would also like to greet the Fellows of the research program who have come this year from Egypt, Iran, Indonesia, Israel, Morocco, Palestine, Turkey, and the United States.

The research program circumvents the “disciplinary nationalism” of the individual disciplines; it underscores the need for joint research with scholars and scientists from Middle Eastern countries; and it makes the attempt to build a bridge between research, art, and the public realm.

Once a year, the Carl Heinrich Becker lecture will seek to acquaint a broader public with central themes and questions of the research program “Europe in the Middle East—The Middle East

3 Head: Ulrike Freitag and Nora Lafi (Centre for Modern Oriental Studies)

4 Head: Gudrun Krämer (Free University of Berlin)

5 Head: Amnon Raz-Krakotzkin (Ben-Gurion University, Beer-Sheva)

in Europe”. Its international character will thereby be borne by the conviction that, to quote Becker, “today, the development of research, education, and culture [...] takes the wrong path if it is not conducted in detailed contact with the development of the other countries” and that “mutual acquaintanceship with self-criticism” takes us further than exchanging success stories. I have quoted Becker’s essay on “Foreign Policy and Cultural Policy”⁶—Hellmut Becker, the son of Carl Heinrich Becker, who, from his position as Director of Berlin’s Max Planck Institute for Research, gave crucial impetus to science and education policy in the old Federal Republic of Germany. I wanted to draw attention to the fact that, in this broad field, there is something like a Becker tradition—and I am especially pleased that so many family members are present among the listeners at this evening’s overture to the Carl Heinrich Becker Lectures.

Our lecture series aims to memorialize Carl Heinrich Becker, the great Orientalist, university reformer, and path-finding cultural politician of the Weimar Republic, who was born in 1876 and died in 1933, immediately after the Nazis seized power. It is our desire and our hope that the speakers of the Becker lectures will take positions on Carl Heinrich Becker and aspects of his work from the viewpoint of their own research. Since, as you will soon hear, Maria Todorova takes a look at this Orientalist in an impressive way, I will limit myself to a few remarks about the cultural politician Carl Heinrich Becker.

Beginning in 1895, Becker studied Arabic Studies and Religious Studies in Lausanne, Heidelberg, and Berlin. He earned his doctorate four years later and his habilitation in 1902 with a work “On the History of Egypt under Islam”.⁷ In his first public trial lecture, Becker spoke on women’s role in Islam. To quote Fritz Steppat, the Ordinarius for Islamic Studies at the Free University of Berlin, who died in 2006 but remains unforgotten for many of us, Becker

6 Hellmut Becker, “Aussenpolitik und Kulturpolitik”, in: *Merkur* 164 (1961), pp. 9, 10.

7 Carl Heinrich Becker, *Beiträge zur Geschichte Ägyptens unter dem Islam*, Strasbourg 1902–1903.

became the “founder of Islam Studies”⁸ in Germany. Becker regarded it as obvious that philological, historical, and sociological approaches could not be played off against each other in this discipline, but must be united to give Islamic Studies a robust theoretical foundation and the chance to produce usable research results.

As a scholar, Carl Heinrich Becker was also a science policy politician, and so he saw in his move to research administration no contradiction, but a supplementation and further development of his research activity. For a few months in 1921, Becker was Prussian Culture Minister in the cabinet of Adam Stegerwald; in Otto Braun’s cabinet, he held the post of Prussian Minister for Science, Art, and Popular Education from 1925 to January 30, 1930.

Becker was one of those who, like many in the Weimar Republic, supported the republic for rational reasons. We cannot mention this in retrospect without asking whether the Republic might have survived longer if it had had more who were republicans by feeling. “I, too, am not a republican out of passion, but out of rationality,” Becker wrote in 1925. “The Republic was an emergency measure. Our task is to ‘make the best of it.’”⁹ Make the best of it—Carl Heinrich Becker impressively mastered this task. The “Minister of the Mind”, as Baden’s former Culture Minister Willy Hellpach called him, never joined any party in his whole life and, perhaps because of this lack of affiliation, which entailed impartiality, was more impressively able to give life to his “commitment to democracy as the educational and living form of the nation”¹⁰ and to have it affect practice. If he was asked about his party political location, he always answered, “I support the party of education.” Precisely because he was convinced that the republican idea must not be imposed upon anyone and that it was necessary to win everyone over by persuasion, Becker, who according to his own testimony had taken office as minister “joylessly,” was an advertisement for the Republic.

8 Fritz Steppat, “Der Beitrag der deutschen Orientalistik zum Verständnis des Islam”, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 35, Issue 3 (1985), p. 387.

9 Erich Wende, “Der Kulturpolitiker”, in: *Carl Heinrich Becker. Ein Gedenkbuch*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1950, p. 20.

10 Op cit., p. 22.

It was not surprising that Becker, who had moved from scholarly Orientalism to politics, was especially interested in cultural foreign policy. Impressive and still worth reading today, the “Memorandum from the Prussian Culture Ministry on Promoting Study Abroad”,¹¹ composed in 1917 in the middle of World War One, evidences this. Tellingly, at the beginning of this memorandum, the first witness called is Humboldt—with no first name named, for it would never have occurred to Becker to separate Wilhelm and Alexander, much less to play them off against each other. Carl Heinrich Becker sharply criticized what he called the “domestic orientation of our education”. He said it was crucial, not to raise “pioneers of Germanness abroad,” but “globally-politically educated citizens”.¹² Till now, said Becker, foreign policy had seen culture solely as a vehicle of economic influence, as a “graceful embellishment on mercantile exchange”. Becker was sure that, in the future, cultural policy would also serve as a guideline for economic policy.

In the field of culture, domestic and foreign policy meshed. Domestic educational policy reforms led to the desired external effect. “Education to become a people of the world,” said Becker, “does not come about through consuls and diplomats, but through an expansion of the content of our education that does justice to the new facts of our position in the world.”¹³ This necessary expansion permitted a cautious distancing from conventional ideals of education. Thus, Becker admitted that “the ideas of Weimar and the discipline of Potsdam ought to continue to be the foundations of our culture,” but at the same time he warned, “that [...] the new Germany also has tasks to fulfill other than cultivating literary/artistic education and bringing up dutiful servants of the state and valorous soldiers [recall that he wrote this in 1917!]. Our field is the world.”¹⁴

Establishing a lecture series named for and honoring Carl Heinrich Becker within the framework of a research project titled

11 Carl Heinrich Becker, *Internationale Wissenschaft und nationale Bildung. Ausgewählte Schriften*, ed. Guido Müller, Cologne (Böhlau) 1997, pp. 157–170.

12 Op cit., p. 157.

13 Op cit., pp. 161–162.

14 Op cit., p. 162.

“Europe in the Middle East—The Middle East in Europe” is very timely. I am sure that Becker would have followed the current discussions about redesigning Schlossplatz, the center of Berlin, and thereby the center of the capital and the republic, not only with interest, but also with his own ideas and initiatives. The name “Humboldt Forum” would surely have pleased him—and he would have thought of both Wilhelm and Alexander. I can’t think of a better motto for this planned forum in the center of the Federal Republic of Germany, which I hope will soon be realized, than Carl Heinrich Becker’s expression, “Our field is the world.”

For the overture of the Carl Heinrich Becker Lectures of the Fritz Thyssen Foundation in the framework of the research project “Europe in the Middle East—The Middle East in Europe”, we could hardly have won a better speaker than Maria Todorova, whom I cordially greet. For many of us, this is a reunion, because Maria Todorova was a Fellow of the Wissenschaftskolleg zu Berlin in the 2004/05 academic year and is a member of its Academic Advisory Board.

Maria Todorova is currently Professor for History at the University of Illinois in Urbana-Champaign. In 1977, she earned her habilitation at the University of Sofia. She has taught at the Universities of Florida, Sofia, Maryland, Graz, Harvard, and Boğaziçi. Since 2001, she has instructed and taught at the University of Illinois. She has received the best and most coveted scholarships—Fulbright, Mellon, Guggenheim—and has been invited to the Woodrow Wilson Center in Washington, the National Humanities Center in Research Triangle Park, and the Viennese Institute for Human Sciences. Her works are situated in social and cultural history and in historical demography; recently, her emphasis has been on problems of nationalism; a major project exploring the continuing effects of Communism and Post-Communism is based on her initiative.

Maria Todorova gained renown with her book *Imagining the Balkans*, published in English in 1997 by the Oxford University Press. Edward Said’s book *Orientalism* was surely its godparent, but the Balkans are an even greater intellectual and political scandal for “the West” than the Orient is: How does one deal with something

unfamiliar that one would like to banish far away, but that remains close because it is white and mostly Christian? In her book, Maria Todorova shows the degree to which Europe needed to create a certain image of the Balkans, in order to elude the reality of a part of Europe. The significance of *Imagining the Balkans* lies in the fact that, in her large and great book, Maria Todorova addresses less the stupidities of the stupid—big deal!—than the aberrations of the smart alecks and the mistaken judgments of the clever in politics and scholarship, ranging from Bismarck to George Kennan.

The continuing timeliness of Maria Todorova’s book was revealed when, after the so-called “end” of Communism, civil wars broke out in the territory that had been the People’s Republic of Yugoslavia. In the West, people immediately began speaking of a new “war in the Balkans” and it emerged that a self-constructed semantic trap could again catch politicians and journalists in Old Europe, in particular in German foreign policy, whose lightning-fast rhetoric and practice of recognition of Slovenia and Croatia ultimately seemed like evidence that even a delayed nation could act too rashly. And today? Doesn’t Bulgaria, too, belong to the European Union? Who still talks about the Balkans? Maria Todorova’s book remains timely—unfortunately. A few days ago, Javier Solana, the European Union’s foreign policy representative, deservedly received the Charlemagne Prize of the City of Aachen. Part of the justification was that Solana’s “pacification of the Balkans” had been a masterpiece. A masterpiece indeed, this exemplar of Old-European self-deception: seldom has a political and military disaster been transformed so fast and absent-mindedly into a glorious triumph. Europe as Midas: suddenly even everything that never glittered is turned into radiant gold...

You can read *Imagining the Balkans* in English, German, Italian, Bulgarian, Greek, Romanian, Serbian, Slovenian, Macedonian, Turkish, and Albanian—if you can. Maria Todorova can. Instead of continuing a list of the books she has written, the committees she belongs to, the universities she visits, and the honors she has received, I would like to relate some excerpts from a little episode, part of the working report that is requested from the Fellows of the Wissenschaftskolleg and that Maria Todorova published in the Kolleg’s 2004/2005 yearbook:

On the second day after my arrival in Berlin [...], a friend and colleague from New York [and I] took the S-Bahn to Kreuzberg for a taste of the old Ottoman cuisine. Although both of us were now “American”, we came from regions of the former empire: she from Jordan, I from Bulgaria, and we shared an appreciation of our common culinary legacy. Between the two of us, we also shared quite a number of the languages of the empire, in addition to former and present imperial languages. Coming out of the Kottbusser Tor station, the first language we heard was Arabic, and my friend immediately recognized the Iraqi dialect. The person on the street whom we asked (in Turkish) to recommend a nice place to dine, happened to be a Kurd. Approaching the recommended place, we passed by a Circassian wedding and my friend [...] could not miss this opportunity for improvised fieldwork. We spotted another “Turkish”-looking passerby and asked him for directions. His Turkish was rather clumsy, and it turned out he was a Bulgarian Turk, totally enthused to be able to exercise his real “mother” tongue. We finally settled in a restaurant he highly recommended, and the waitress a hearty young woman, complimented us on our Turkish. Hers was rather stumbling; as it turned out she was an Azeri who had recently married a Turk and resettled in Berlin. Upon asking her whether she spoke Russian, her face lit up and she told me this is what she was missing immensely and also that, while being a Muslim, she was a devotee of the Virgin Mary. As privileged guests of the establishment, we received complimentary dessert — ashure [or Noah’s Pudding, which, according to tradition, contains all the foodstuffs on board the Ark when Noah came to rest on Mount Ararat] — and the rest of the evening was spent in a passionate dispute over whether the ashure is an Armenian or Persian dish. We still haven’t solved this problem [...], but we came out with Lesson 1: You can get away without meeting a Turk in Berlin [...] and without uttering a word of German or English.¹⁵

15 Maria Todorova, “In Search of a Turk ... and Other Things in Berlin”, in: *Jahrbuch des Wissenschaftskollegs zu Berlin 2004/2005*, ed. Dieter Grimm, pp. 194–195.

Europe in the Middle East — The Middle East in Europe! Ladies and gentlemen, I think you will agree with me that there could be no better speaker for the first Carl Heinrich Becker lecture in the framework of our research program than Maria Todorova.

Translation: Mitch Cohen



MARIA TODOROVA

ist Professorin für Geschichte an der Universität Illinois in Urbana-Champaign. Sie promovierte an der Universität Sofia, unterrichtete an den Universitäten von Florida und Sofia und war Gastprofessorin an den Universitäten Maryland, Graz, Harvard und Boğaziçi. Sie ist die Autorin zahlreicher Bücher und Aufsätze zur Sozial- und Kulturgeschichte, zu historischer Demographie und zur Historiographie des Balkans im 19. und 20. Jahrhundert.

Ihr Buch *Imagining the Balkans* (1997) wurde in elf Sprachen übersetzt, weitere Publikationen sind *Nation and Memory* (2004), *Balkan Family Structure and the European Pattern: Demographic Developments in Ottoman Bulgaria* (1993), *English Traveler's Accounts on the Balkans (16th–19th c.)* (1987 und 2006), *England, Russia and the Tanzimat* (1980 und 1983), *Historians on History* (1988).

Derzeit befasst sie sich mit den Problemen des Nationalismus, insbesondere mit Symbolen, nationalem Gedenken und Nationalhelden sowie der Geschichte von Kommunismus und Postkommunismus. Sie war Fellow des Wissenschaftskollegs zu Berlin (2004/05) und ist Mitglied seines Wissenschaftlichen Beirats.

MARIA TODOROVA

Historische Vermächtnisse zwischen Europa und dem Nahen Osten

Berlin, 21. Mai 2007

Die Einladung, die erste Carl Heinrich Becker Lecture der Fritz Thyssen Stiftung zu halten, ist eine sehr große Auszeichnung und eine doppelte Ehre: einerseits verbindet sie mich mit dem hochkarätigen Forschungsprogramm »Europa im Nahen Osten — Der Nahe Osten in Europa«, das von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Fritz Thyssen-Stiftung und dem Wissenschaftskolleg zu Berlin getragen wird; andererseits wird mit dieser Vorlesung das Vermächtnis einen großen Gelehrten gefeiert.

Ich muss zugeben, dass ich die Arbeiten von Carl Heinrich Becker nicht genau gelesen hatte, obwohl er mir als bedeutende Gestalt der deutschen Islamwissenschaft wohlbekannt war.

Ich nahm die wunderbare Gelegenheit wahr, mich mit seinem Denken vertraut zu machen. Als ich begann, seine *Islamstudien* aus dem Jahr 1924 zu lesen, war ich äußerst beeindruckt von seiner Kraft und seinem Scharfsinn, mit dem er Stereotypen über den Islam bekämpfte. Becker zeigt, wie komplex der Islam ist, er widerlegt die Versuche, ihn als Produkt der Wüste, gleichbedeutend mit der arabischen Kultur, darzustellen oder den zeitgenössischen Islam ausschließlich aus dem Koran und seinem Propheten Mohammed zu erklären. Er zeigt seine Verwandtschaft und Entstehung aus dem Christentum und Judentum, er zeigt seine aramäischen, grie-

chischen und persischen Wurzeln; und er ist sehr überzeugend in seiner Darlegung, dass die »islamische Zivilisation« nur deswegen möglich wurde, weil sie wie ein Pfropfreis auf einer bereits bestehenden zivilisatorischen Einheit wachsen konnte: dem hellenistischen Nahen Osten.

Beckers Vision

Meine ersten Gedanken nach der Lektüre von Beckers Schriften waren eher deprimierend. Ich dachte über die Vergeblichkeit seines vorausschauenden Denkens nach, wenn man bedenkt, wo wir heute stehen, und diese billigen, allseits beliebten Stereotypen sind immer noch in Umlauf. Vielleicht ist die Stimme der Vernunft einfach zu leise, dachte ich, und es mangelt uns an Kraft, um mit ihr »die Anderen« zu erreichen. Schließlich sind nur die Wege des Vorurteils breit und gerade; das Wissen muss sich dagegen gewundene Pfade in steile Berghänge schlagen, um das Licht des Gipfels zu erreichen. Doch während ich weiterlas und meine Bewunderung für das Gelesene nicht nachließ, löste das eine oder andere gelegentlich dann doch ein Stirnrunzeln aus, das erste bei folgendem Satz: »Es ist selbstverständlich, daß der römische Orient eine starke abendländische Tünche empfing, während im Osten die hellenistischen Kulturelemente immer mehr im Asiatismus untergingen.« Dann kam die Behauptung von der »allmählich immer stärkere(n) Asiatisierung des vorderen Orients«. ¹ Was genau meinte Becker mit den Begriffen »Asiatismus« und Asiatisierung? Ich las weiter und fand keine Definition im Text.

Wie bereits bemerkt, akzeptierte Becker nur insofern den Begriff einer »islamischen Einheitszivilisation«, als diese auf eine vorhergehende Einheitszivilisation — »wenn auch gemischte Zivilisation« —, nämlich die hellenistische, aufgepfropft war. ² Seine zen-

1 C. H. Becker, *Vom Werden und Wesen der islamischen Welt. Islamstudien*. Bd. 1, Leipzig: Verlag Quelle & Meyer, 1924, 16, 18.

2 *Ibid.*, 16–17.

trale Idee ist, dass der Islam nicht einfach durch ein komplexes Netz von wechselseitigen Beziehungen mit Europa verknüpft ist. Vielmehr ist der Islam ein immanenter Teil des europäischen Kulturkreises und spielt als Vermittler zwischen Europa und Asien eine entscheidende Rolle:

Der Islam spielt [...] eine ausgesprochene Vermittlungsrolle. Er steht zwischen Europa und Asien mitten drin. Er gehört ethnographisch mehr nach Asien, in den für die Abgrenzung von Kulturkreisen aber entscheidenden kulturellen Fragen mehr nach Europa [...] Wenn man schon einmal große historische Entwicklungskomplexe absondert, so muß der Schritt nicht zwischen Europa und dem Islam, sondern zwischen Europa und dem Islam auf der einen und Asien auf der anderen Seite liegen. ³

Hier stoßen wir auf zwei andere Begriffe, die offenbar nicht einer Definition würdig sind: Europa und Asien. Und ein weiteres, für selbstverständlich gehaltenes Begriffspaar sind Westen und Osten; Becker kommentiert die ständigen Konflikte zwischen Griechenland und Persien und die anschließenden Eroberungen Alexander des Großen so: »Die Grenzen zwischen Ost und Weste wurden immer labiler.« ⁴ Der Grund, warum all diese Begriffe undefiniert geblieben sind, liegt darin, dass sie auf einer fundamentalen epistemologischen Prämisse beruhen: Beckers Glauben an den Begriff der Kulturkreise.

Ohne dies zu verleugnen, leitete er seinen Begriff von Ernst Troeltschs Theorie der Kulturgeschichte ab. Troeltsch postulierte, dass sich die moderne Wissenschaft nicht mit der Menschheit als Ganzes befassen kann: »Da die Menschheit als einheitlicher historischer Gegenstand für die moderne Wissenschaft nicht mehr besteht, ist es völlig unmöglich, den ungeheueren Gedanken einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit als ein ganzes zu fassen

3 *Ibid.*, 31, 39.

4 *Ibid.*, 17.

oder gar durchzuführen.« Wie Troeltsch und Becker auf die heutige Disziplin, die eine globale oder Weltgeschichte zum Gegenstand hat, wohl reagiert hätten — darüber kann man sich seine eigenen »ungeheuren Gedanken« machen. Der Grund, warum ihnen dieses Projekt unmöglich erschien, liegt nicht in der schier unfassbaren Größe der Menschheit, sondern vielmehr darin, dass »[d]ie Menschheit als ganzes [...] keine geistige Einheit und daher auch keine einheitliche Entwicklung [hat]«. Es war Troeltschs Kategorie der »geschlossenen Kulturkreise«, mit der diese Aporie zu lösen war. Jeder dieser Kulturkreise hatte seine eigene spezifische Entwicklung und Geschichte. Zugegeben: Die Motivation, die der Kategorie zugrunde liegt, verdient eine Anmerkung. Sie fußt auf der Idee, dass jede Verallgemeinerung, die etwa von einem westlichen Wissenschaftler kommt, die anderen durch einen Vergleich zwangsläufig auf Hauptentwicklungsphasen des Westens reduziert — mit anderen Worten: Eurozentrismus, wie wir es heute nennen. Andere sollten im Kontext ihrer eigenen Bedingungen und Kategorien untersucht werden. Dieses Dilemma besteht bis heute: Wie sollen wir Vielfalt gegen Einheit artikulieren, wo liegen die Fallen beider Denkansätze, und wie können wir am besten das Gleichgewicht zwischen ihnen finden. Troeltsch selbst identifiziert verschiedene Kulturkreise: den ägyptischen, hinduistischen, chinesischen, mediterran-europäisch-amerikanischen. Letzterer war einheitlich, aber Troeltsch schloss den Orient explizit aus diesem Kreis aus — mit folgendem Grund: »Den nichteuropäischen Völkern« sei, so Troeltsch, »das Bedürfnis und die Fähigkeit historischer Selbstanschauung und kritischer Kenntnis des Vergangenheit nahezu unbekannt«. ⁵

Becker, der sich der komplexen und dynamischen Geschichte des Nahen Ostens fast schmerzhaft bewusst war, fand diesen Ausschluss zu gewaltsam. Natürlich akzeptierte er die Einzigartigkeit des Kulturkreises des christlichen Westens, die vom hellenistischen Denken und »europäischem Tatwillen« geprägt war, und er akzeptierte auch die theoretischen Voraussetzungen geschlossener Kulturkreise. Indes plädierte er dafür, »die Akzente etwas zu verschieben«.

5 *Ibid.*, 24–25.

Für ihn bedeutete dies »in Anerkennung des wirklichen geschichtlichen Ablaufs mit gewissen Einschränkungen die Einbeziehung der vorderasiatisch-islamischen Welt in die europäische«. ⁶ Der Islam wurde für ihn zum Knotenpunkt zwischen Europa und »dem eigentlichen Asien«, und er zitierte noch einen weiteren Philosophen zustimmend, der ebenfalls in die Zivilisationstheorie vernarrt war, Graf Keyserling; auch für ihn gehörte die islamische Welt zum europäischen und nicht zum asiatischen Kulturkreis. ⁷ Jedoch war Becker zu sehr Wissenschaftler, um sich allein auf philosophische Eingebungen zu verlassen. Zur Untermauerung seiner These fühlte er sich wissenschaftlichen Kriterien verpflichtet, und sein Hauptkriterium war der Begriff der »Verwandtschaft der kulturellen Grundlagen«. Er definierte drei »Urgewalten«, die der islamischen Zivilisation zugrunde lagen: der antike Orient mit seinen jüdischen, persischen und babylonischen Elementen, die klassische, hauptsächlich hellenistische Antike und schließlich das Christentum. Diese drei Merkmale unterscheiden den Islam von allen anderen asiatischen Kulturkreisen. ⁸ Anhand dieser Kriterien entwickelte er seine Auffassung von der Vermittlerrolle des Islam zwischen Europa und Asien, während er die Position des Islam innerhalb Europas fest absicherte. Becker bestand darauf, dass dies nicht nur theoretisch wichtig war, sondern auch von »eminent praktischer Bedeutung« war, obwohl er zur praktischen Seite nichts Genaueres sagte. ⁹ Hier also war die Korrektur, die aus politischer Sicht ziemlich revolutionär klingt, bedenkt man den Nachklang dieser Auffassung vor dem Hintergrund der europäischen Politik heute; dennoch ist sie aus theoretischer, philosophischer und ethischer Sicht zutiefst konservativ.

Trotz ihrer bezeichnenden Offenheit gegenüber dem Nahen Osten basiert Beckers Auffassung immer noch auf einer grundsätzlich dichotomischen Perspektive und einer vergegenständlichten Interpretation von Kulturkreisen als in sich geschlossene Monolithe. Vor hier aus bedarf es nur eines Schrittes zur Seite, um zum Superio-

6 *Ibid.*, 26.

7 *Ibid.*, 26–27.

8 *Ibid.*, 28–29.

9 *Ibid.*, 39.

ritätssyndrom und zu offenem Rassismus zu gelangen. Nach Ansicht eines britischen Bewohners des osmanischen Reiches im Jahr 1857 hat der Türke durchaus gute Eigenschaften, aber sein Unglück liegt darin, »dass er nicht die Fähigkeit zur unendlichen Verbesserung hat, die der europäischen Rasse eigen ist. Es gibt einen gewissen — und keinen besonders hohen — Grad an Zivilisation, den er nicht überschreiten oder noch nicht einmal lange aufrecht erhalten kann — wie auch die Chinesen, Hindus und eigentlich alle Asiaten.«¹⁰ Lassen Sie mich mit aller Emphase sagen: Ich klage weder Troeltsch noch Becker des Rassismus an. Und mehr noch: Auch wenn die Berührungspunkte zwischen den Ansichten von Troeltsch, Oswald Spengler, Arnold Toynbee und jüngst Samuel Huntington auf der Hand liegen, beschuldige ich keinen von ihnen des Rassismus. Was ich sagen will, ist nur dies: Der Rassismus und die Vorstellung von geschlossenen Zivilisations- und Kulturkreisen, wie sie diese Autoren exemplifizieren, haben eine gemeinsame theoretische Grundlage.

Vielleicht war dies schließlich der Grund, warum das ansonsten vorausschauende, leidenschaftliche und schöne Plädoyer Beckers, den Islam in seiner Komplexität ernst zu nehmen, scheiterte. Es erfasste nur dieses Phänomen, doch der ganze Denkstil beruhte auf starren Dichotomien, Antinomien und stellte den Begriff geschlossener Kulturkreise in den Mittelpunkt. Das gleiche gilt für eine andere Idee, die auf den ersten Blick sehr attraktiv ist und die man ebenfalls im bahnbrechenden Denken Beckers findet. Mit großer Emphase sprach er sehr überzeugend von den tausend Fäden, die die islamische mit der europäisch-amerikanischen Welt verknüpfen, eine Art *histoire croisée*, wie sie im Buche steht, auch wenn seine Metaphern heute in unseren Ohren seltsam klingen mögen, etwa wenn er von der »Auseinandersetzung des männlichen Elements Europa mit dem weiblichen Element vorderer Orient« spricht.¹¹

10 Zit. n. Roderic Davison, "The Image of Turkey in the West in Historical Perspective", *Turkish Studies Association Bulletin*, Nr.1, 1981, 2.

11 Becker, 31. In dieser Hinsicht hat er allerdings auch aktuelle Nachfolger. So strukturiert Slavoj Žižek sein Essay über Europa und den Islam anhand der Lacan'schen Dichotomie eines männlichen und weiblichen Wesenskerns

Histoire croisée muss mit großer Behutsamkeit betrieben werden; das ist ihrer komplexen Textur geschuldet. Die schlichte Suche nach Elementen des einen Phänomens im anderen genügt nicht. Geht man so vor, setzt man immer noch zwei voneinander getrennte Entitäten voraus. Dies ist auch der Grund dafür, warum die Mantras der aktuellen politischen Rhetorik vom »Dialog zwischen Islam und Christentum« so hohl und kraftlos klingen — ungeachtet der schönen Gefühle, die dahinter stecken mögen. Ironischerweise impliziert dies unbeabsichtigt auch der ansonsten schöne und rhetorisch symmetrische Projektname: »Europa im Nahen Osten — der Nahe Osten in Europa«. Doch was ist Europa? Und was ist der Nahe Osten?

Europa und der Nahe Osten als Begriffe

Wie ich bereits an anderem Ort ausführte, hat Europa wie die Dreifaltigkeit drei Hypostasen: den Namen, den Ort und die Idee, und sie alle haben göttliche Ansprüche. Zu ihren zentralen Attributen gehören auch bestimmte Räume. Der Name gehörte zunächst einer Gefährtin des obersten Gottes; sie ritt auf dem Rücken seiner göttlichen Gestalt als Stier von Kleinasien nach Kreta. Europa — das bedeutete etwas Schönes, Großäugiges, Großgesichtiges und Weites. Der Ort als solcher wurde als erstes von den Inselgriechen identifiziert. Das Festland, das sich nördlich der Peloponnes erstreckt, nannten sie Europa — ein Gebiet, das wir heute als Balkan kennen oder das die Archäologen in ihrer Fachsprache als das alte Europa bezeichnen. Im Verlauf von mehreren Jahrhunderten dehnte es seinen Raum nach Westen aus und umfasste die gesamte westliche Halbinsel Eurasiens. Dann zog es seinen Raum wieder zusammen, bis schließlich der westlichste Teil — manche Autoren nennen es das Europa der Westgoten — alle anderen enteignete. Während dieser Teil von Europa, auch als Europäische Union oder kurz als Europa bekannt, nicht un-

(“A Glance into the Archives of Islam,” <http://www.lacan.com/zizarchives.htm>).

bedingt göttlich ist, legt er doch zumindest ein königliches Gebaren an den Tag. Die Idee von Europa, oder vielmehr: das Ideal von Europa beansprucht für sich zweifellos Göttlichkeit — als Wertesystem; es hat sich erfolgreich als das erschaffen, was es *nicht* ist; oder um das zu paraphrasieren, was Edward Said als entscheidendes Kriterium für Kultur erkannt hat: Europa sucht sich unentwegt von dem zu unterscheiden, was es glaubt, nicht zu sein.¹² Diese Sichtweise ist weitverbreitet, jedoch nicht unumstritten. Auch wenn die Historiker schüchtern auf die fragwürdige Vergangenheit Europas zu sprechen kommen oder den Eurozentrismus tüchtig zusammenstauchen und die Postkolonialisten versuchen, Europa zu »dezentrieren«, erweist sich die Idee aus rein praktischen Gründen als viel zu mächtig und bequem, auch für die Skeptiker.

Das Verständnis von Europa schafft bekanntermaßen keinen Konsens und kann nicht vorgeschrieben werden. Jüngst erschien eine schöne Studie, die von mehreren Wissenschaftlern durchgeführt wurde; sie befasst sich damit, wie europäische Geschichte im Schulunterricht gelehrt wird. In Bezug auf das Europaverständnis von Geschichtslehrern kommt die Studie zu folgenden Schluss: »Hauptsächlich wird Europa als geographischer Begriff verstanden, und seine Geschichte ist die Geschichte einiger großer westeuropäischer Länder und Russlands.«¹³ Skandinavier, Kelten und insbesondere Osteuropäer aller Couleur beklagen sich darüber, dass ihre Geschichte unsichtbar bleibt. Nach einer Studie von Bodo von Borries betrachten Studierende im Gegensatz dazu Europa nicht nur unter geographischen Gesichtspunkten. Ihre Gruppe verteilt sich gleichmäßig auf jene, die Europa für die Wiege der Demokratie, von Aufklärung und Fortschritt halten oder für einen Club reicher weißer Länder, die sich der ökonomischen und ökologischen Ausbeutung schuldig gemacht haben; und einige von ihnen betrachten Europa als Lösung für die widerstreitenden nationalen Interessen, andere als Bedrohung für die souveränen Nationalstaaten. In einer anderen

12 Edward W. Said, *The World, the Text, and the Critic*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1983, 11–12.

13 Joke van de Leeuw-Roord (Hg.), *History for Today and Tomorrow: What Does Europe Mean for School History?* Hamburg: Körber-Stiftung, 2001, 14.

Studie über französische Studierende zeigt Nicole Tutiaux-Guillon, dass die europäische Vergangenheit auch als etwas wahrgenommen wird, das durch die christliche Tradition, eine schwach ausgeprägte kulturelle Vielfalt und ständige Konflikte gekennzeichnet ist, wohingegen die europäische Gegenwart gleichbedeutend ist mit Frieden, Moderne, Bürgerrecht und kultureller Vielfalt.¹⁴ Natürlich haben die Studierenden alle diese Sichtweisen irgendwo aufgenommen und internalisiert — in der Schule, zuhause und im öffentlichen Raum.

Wie sieht es mit dem Nahen Osten aus? Zeitlich gesehen hat dieser Begriff einen viel kürzeren Stammbaum als Europa, aber er ist keineswegs weniger unklar. Auch wenn für Europa viele verschiedene Definitionen im Umlauf sind, so gibt es dennoch einen vernünftigen Konsens in Bezug auf seine Geographie, ungeachtet der Differenzen von einigen hundert Kilometern im Osten; im Gegensatz dazu verschob man die Grenzen des Nahen Ostens mehr als 5 000 Kilometer nach Osten und nach Westen.¹⁵ Am Anfang gab es nur Osten und Westen, Orient und Okzident. Für Europa begann der Osten dort, wo das Osmanische Reich begann (obwohl man gelegentlich den Witz hören konnte, es begänne an der Wiener Landstraße, Prag oder Belgrad). Dementsprechend nannte man die zentrale Frage der Diplomatie vom späten 18. und über das ganze 19. Jahrhundert hinweg die »Orientalische Frage«. Sie bezeichnete den Streit der Großmächte vor allem um die osmanischen Territorien in Europa und erst später in Kleinasien.

Um 1890 verschob sich die Terminologie. Das Zeitalter der Ausbeutung im 19. Jahrhundert bezeichnete China, Japan und Malaysia als den Fernen Osten. Im Zuge der Konkurrenz um Einflussbereiche in China gab es jetzt zwei Orientalische Fragen, eine im Nahen und eine im Fernen Osten. Das Ergebnis dieser Gabelung des Engagements der Großmächte war, dass »sich das Etikett ›Naher Osten‹ im allgemeinen Sprachgebrauch durchsetzte — als Nebenprodukt der großen Dekade des europäischen Imperialismus.«¹⁶ Die Bezeichnung

14 *Ibid.*, 14–15.

15 Roderic H. Davison, "Where is the Middle East?," *Foreign Affairs*, Juli 1960, 665.

16 *Ibid.*, 666.

›Naher Osten‹ entwickelte sich mehr als jede andere Bezeichnung — und bestimmt mehr als die Bezeichnung ›Europa‹ — infolge der politischen und strategischen Interessen auswärtiger Mächte.

Insbesondere Großbritannien trug maßgeblich zur Entstehung einer Dreiteilung, zur Entwicklung und Durchsetzung eines neuen Ausdrucks bei: dem Mittleren Osten. Dazu gab Churchill 1920 offiziell seinen Segen, und die Royal Geographical Society entschied, dass in Zukunft nur noch der Balkan als Naher Osten bezeichnet werden sollte; die Länder vom Bosphorus bis nach Indien sollten der Mittlere Osten sein, jenseits davon lag der Ferne Osten.¹⁷ Allerdings korrigierte sich Churchill in den 1950er Jahren und behielt den Ausdruck ›Naher Osten‹ Ländern und Regionen wie Ägypten, der Levante, Syrien und der Türkei vor. Persien und Irak waren der Mittlere Osten, Indien, Burma und Malaysia schlicht der Osten, während China und Japan der Ferne Osten waren.¹⁸ Zu dieser Zeit war der Ausdruck ›Naher Osten‹ im angloamerikanischen Vokabular schon fast obsolet geworden, und heute hat sich sowohl im akademischen als auch im politischen Gebrauch die Bezeichnung ›Mittlerer Osten‹ eingebürgert, obwohl die meisten Sprachen Kontinentaleuropas wie etwa das Deutsche, das Französische und die slawischen Sprachen am ›Nahen Osten‹ festhalten. Inzwischen versteht man unter den synonym gebrauchten Ausdrücken ›Naher‹ oder ›Mittlerer Osten‹ im Allgemeinen die Türkei, Ägypten, Israel, Iran und alle Staaten in Asien, in denen Arabisch gesprochen wird.

Es geht hier nicht darum, die Willkürlichkeit der Namen in den Vordergrund zu rücken oder die Benennungsmacht dominanter Politik zu beklagen. Schließlich ist es nicht nur ›der Westen‹, der ferne Länder zu einem Klumpen zusammenballt. Das Osmanische Reich pflegte den Westen als Frengistan, als Land der Franken zu bezeichnen, und die Araber nannten eines ihrer Länder, nämlich Marokko, ›den Fernen Westen‹ (*al-magreb al-aksa*). Es geht darum, die Rolle von Standort und Macht hervorzuheben. Dieser kurze und keinesfalls erschöpfende Überblick zeigt, dass die Begriffe ›Europa‹

17 Ibid., 668.

18 Ibid., 670.

und der ›Nahe Osten‹ Produkte der Moderne sind, insbesondere der letzten zwei Jahrhunderte, auch wenn sie im Verlauf der Zeit signifikante Modifikationen erfahren haben und auch weiterhin erfahren werden.

Aber ich will es deutlich sagen: nicht nur die Moderne hat einige spezielle Missverständnisse, irrtümliche Zuschreibungen oder künstliche Gegensätze mit sich gebracht. Die beiden modernen Begriffe ›Europa‹ und der ›Nahe Osten‹ — der eine mit einem antiken Namen, aber mit einer modernen Bedeutung, der andere ganz und gar ein Kind der Moderne — sind einer viel älteren Dichotomie aufgepfropft worden, nämlich der von Ost und West, Europa und Asien. Wenn wir dieser Teilung von der Antike an nachgehen, zeigt sich, dass sie in Bezug auf die Geographie ähnlich flexibel und verschiebbar ist.¹⁹ Über die *longue durée* sind die Kategorien in der Geschichte notorisch biegsam und wandelbar. Es verschieben sich nicht nur die Grenzen zwischen den Begriffen, sondern die Grenzen selbst sind durchlässig, da ist immer eine Grauzone, ein Niemandsland dazwischen. Was also ist zwischen Europa und dem Nahen Osten? Es gibt ein Gebiet, das die zwei voneinander getrennten und gegensätzlichen Gebilde voneinander trennt, ein Gebiet, das die Kennzeichen beider trägt und — angeblich — den Charakter eines ›Dazwischen‹ hat: das Gebiet, das wir entweder als Balkan oder als Südosteuropa bezeichnen.

Der Balkan als Zwischenraum

Ich möchte das ›Dazwischen‹ und die Wandelbarkeit zunächst mit einem Beispiel illustrieren, das aus dem frühen 15. Jahrhundert stammt — einer Zeit, die weit vor jener liegt, in der Europa und der Nahe Osten sich als Begriffe in der uns heute bekannten Form herauskristallisiert hatten. Ulrich von Richental, ein wohlhabender Konstanzer Bürger, lebte zur Zeit und am Ort des großen katholischen Konzils von 1414 bis 1418, das übrigens auch wegen der

19 Zur klassischen Einführung in das Thema s. Edward Said, *Orientalism*.

Verbrennung von Jan Hus berühmt wurde. Ulrich fühlte sich von der bedeutsamen Rolle seiner Heimatstadt inspiriert, und um die Erinnerung an das Ereignis wach zu halten, beschloss er 1430, die *Chronik des Constanzer Konzils, 1414 bis 1418* zu verfassen.²⁰ Dieses Werk bietet einen interessanten Einblick in die geographischen und politischen Vorstellungen der gebildeten Schichten in der Deutsch sprechenden und lesenden Gesellschaft des 15. Jahrhunderts. Lassen Sie uns einen genaueren Blick auf das werfen, wie Ulrich das darstellte, das wir heute als Südosteuropa definieren. Er ordnete alle Völker zwei Rubriken zu und führte ihre kirchlichen und weltlichen Herrscher auf.

Für seinen kirchlichen Überblick begann er mit Asien, denn man betrachtete dies als den größten Teil der Welt. Zu dieser Zeit war es überwiegend muslimisch und umfasste 180 muslimische »Kirchen« mit mehr als 1500 »Bistümern«. Dieses Asien erstreckte sich von Jerusalem, Babylon, Alexandria bis nach Indien im Osten und Karthago im Westen und umfasste all jene Gebiete, die man heute als »vom Nahen bis zum Fernen Osten« inklusive Nordafrika definiert. Dann bewegte er sich zum eigentlichen Afrika. »Afrika«, so Ulrich, »ist Griechenland und hat zwei Reiche, Konstantinopel und Athen.« Wir sollten nicht vergessen, dass er dies zu einer Zeit schrieb, als Konstantinopel noch byzantinisch war, und dass er also auf die orthodoxe, griechische Ostchristenheit anspielte. Zu diesem Afrika zählte Ulrich auch »die Walachei und die Türkei und all die Länder, die an der See gen Jerusalem und auf der anderen Seite der Donau liegen« (*»Walachy und Türggy, und dat an das mer gen Jherusalem und die Tunow abhin«*). Dieser Teil der Welt sei, so Ulrich, größer als Europa, und die Völker dort hingen »zum größten Teil dem griechisch orthodoxen Glauben an, aber es gibt auch viele im Glauben der Ungläubigen [d. h. Heiden] und auch im mohammedanischen Glauben«. Die Raszier [Serben] hätten etwas mit den Griechen und Juden gemeinsam, schrieb er, »aber sie sind weder Juden noch Griechen«. Kurz: Das Afrika Ulrichs deckte sich mit dem Balkan. Allein die Bulgaren waren bei ihm eine Ausnahme, die er

20 Hrsg. v. Michael Richard Buck, Hildesheim/New York: Georg Olaus, 1971.

zusammen mit dem Land der Tartaren, Indien, Äthiopien, Arabien und dem Heiligen Land nach Asien verlegte (wahrscheinlich weil die Bulgaren damals gerade von Osmanen besiegt worden waren oder weil er auf ihre antiken Wurzeln anspielen wollte). Für Ulrich war Europa »das Land, in dem wir leben«, und es erstreckte sich von den »Weißrussen und Smolensk bis zur Türkei«; es umfasste die Könige und Königreiche, die zur römischen Krone gehörten. Hier wohnten die »Römer«, Slawen, Türken, Ungarn, Germanen und andere.²¹

Ulrich von Richental war kein geographischer Ignorant. In seiner Kosmographie wurde »die topographische Information schlicht den religiösen Konfessionen der Menschen untergeordnet, die sein eigentlicher Gegenstand waren«. Dies wird besonders sichtbar am Beispiel Bosniens. Das Volk des Königs von Bosnien kam aus Europa, während das Volk des Herzogs von Bosnien in der Türkei aus Afrika kam. Hier können wir ein Echo des komplexen Zustands der konkurrierenden Kirchenhierarchien in Bosnien hören — des Franziskanerorden und anderer vatikantreuer Parteien, der orthodoxen Kirche und der eigenständigen bosnischen Kirche —; und wir hören dies mindestens ein halbes Jahrhundert vor der massenhaften Konversion der Bosnier zum Islam. Afrika — das bedeutete »Ungläubige«, »Heiden«, »Wilde«. Seit die gelehrten deutschen Traktate im 15. Jahrhundert verkündet hatten, die Schwarzafrikaner seien ihres Wesens nach dazu verdammt, dem Königreich des Antichristen anzugehören, musste daraus folgen: wo der Antichrist herrschte, da war Afrika. Die verwirrende und im Fluss befindliche Situation auf dem Balkan, der von den Ketzern des orthodoxen Glaubens bewohnt war, genau zu dieser Zeit von den Osmanen erobert wurde, in komplizierte, sich ständig verändernde politische und religiöse Allianzen verstrickt und von doppelten und wechselnden Vasallenpflichten geprägt war: all dies bestimmte Ulrichs Wahrnehmung der Region.²²

21 Kiril Petkov, *Infidels, Turks, and Women: The South Slavs in the German Mind, ca. 1400–1600*, Frankfurt am Main, etc.: Peter Lang, 1997, 55–61

22 *Ibid.*, 58–59. Ein sehr detaillierter und kenntnisreicher Bericht ist zu finden bei John Fine, Jr., *The Early Medieval Balkans* und *The Late Medieval Balkans*, Ann-Arbor: Michigan University Press, 1983, 1987.

Im Großen und Ganzen hielten die deutschen Autoren des 15. Jahrhunderts am geographischen Kriterium zur Definition Europas fest. Dies war eine Renaissance der Vorstellungen des klassischen Altertums, das die Grenzen Europas bei Konstantinopel und entlang des Flusses Tanais (Don) gezogen hatte.²³ Die Person, die am meisten dazu beitrug, war Eneas Silvius Piccolomini, Papst Pius II. (1405–1464), dessen kosmographische Ansichten und Autorität in allen Forschungen nach ihm Spuren hinterließ. Das Werk Piccolominis war von einem starken Begriff kultureller Unterschiede zwischen Europa und Asien durchdrungen, und man nimmt an, »dass er der Mann« war, »der das Wort ›Europäer‹ prägte und es der Christenheit vermachte — als eine Vorstellung, die der Identifikation und dem Selbstverständnis diene.«²⁴ Er griff auf ein geeintes Christentum zurück, und für ihn waren die Christen auf dem Balkan, obwohl sie Ketzer waren, dennoch die Schutztruppe der Christenheit gegen seine Feinde. Bis heute leben wir mit diesem Vermächtnis, und es ist kein Wunder, dass der Vatikan eines der Hauptbollwerke gegen eine verwässerte und eher umfassende Konzeption des Europäischen ist. Wir sollten nicht vergessen, dass der zum Ende hin erstaunlich erfolgreiche Besuch von Papst Benedikt XVI. in der Türkei nicht in erster Linie dazu diente, die Beziehungen zu den Muslimen wieder in Ordnung zu bringen, sondern den tausendjährigen Riss zwischen der römisch-katholischen und den orthodoxen Kirchen zu heilen, die einst eins gewesen waren.

Der Balkan hat also eine Entwicklung durchgemacht: vom ursprünglichen ›Europa‹ über ›Afrika‹ hin zu ›Asien in Europa‹, weiter zu einer Übergangszone zwischen Europa und Asien, zum ›wilden‹ Europa und schließlich zurück nach Europa. In diesem Sinne spricht im April des Jahres 2004 der britische Staatsmann Chris Patten vor dem Deutschen Bundestag:

23 Ibid., 207.

24 Ibid., 221–222.

Es war Bismarck, der sagte, der Balkan »sei nicht die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert« (Rede vor dem Reichstag, 5. Dezember 1876). Ich verstehe, was er sagen wollte, aber offensichtlich haben sich unsere Ansichten darüber, was es heißt, Europäer zu sein, seit seinen Tagen sehr viel weiter entwickelt, gelinde gesagt. Die Menschen auf dem westlichen Balkan sind Europäer wie wir.²⁵

Es ist symptomatisch, dass Chris Patten »versteht«, was Bismarck »sagen wollte«. Dies ist eine ausgezeichnete Beschreibung des Status jener Mitglieder, die jüngst auf dem Balkan in die Europäische Union aufgenommen worden sind, doch ich befürchte auch, all der restlichen Staaten Osteuropas. Sie sind »Europäer wie wir«, aber unter uns und hinter vorgehaltener Hand gesagt, wissen wir doch ganz genau, was sie wert sind. Und die Praxis, insbesondere die politische Praxis folgt in der Regel dem, was wir unseres Interesses für würdig halten und nicht dem, was wir glauben sagen zu müssen, damit es anständig aussieht.

Das Dazwischen/das Unbestimmte oder das historische Vermächtnis?

Carl Heinrich Becker hatte vor allem die Praxis im Sinn, als er für eine Vermittlerrolle des Islam zwischen Europa und Asien argumentierte und dafür plädierte, ihn als integralen Bestandteil Europas zu akzeptieren, und zwar nicht nur aus theoretischen Gründen, sondern weil er eine »eminent praktische Bedeutung« hatte. Trotz meiner Skepsis gegenüber seinem theoretischen Gesamtkonzept achte und bewundere ich sein Plädoyer, denn seine These beruht auf wissenschaftlichen Kriterien. Meine Kritikelei bezieht sich auf die Art von Kriterien, die man verwendet. Bei Becker war dies der

25 Zit. n. Dimitris Livanios, "The 'sick man' paradox: history, rhetoric and the 'European character' of Turkey", *Journal of Southern Europe and the Balkans*, Bd. 8, Nr. 3, Dezember 2006, 299–311, hier 309.

Begriff der kulturellen Verwandtschaft, die voneinander getrennte Kulturkreise ausbildet; dieser Begriff führt gleichsam naturwüchsig zu Hilfskonstruktionen wie einem Dazwischen, einem Zwischenraum zwischen diesen Kulturkreisen oder Zivilisationen. Ich weigere mich, den Balkan als einen unbestimmten Zwischenraum zwischen Europa und Asien zu betrachten. Zugegeben: der westliche Journalismus und die westliche Wissenschaft haben ihn überwiegend so wahrgenommen, und ich habe dies als einen spezifischen Diskurs beschrieben: als Balkanismus.²⁶ Um sich der Verformbarkeit von Grenzen zu nähern und die starre und verdinglichte Opposition zwischen den »Zivilisationen« zu dekonstruieren, ist der Begriff des historischen Vermächtnisses meines Erachtens ein besserer Weg. Ich möchte dies kurz an einem Beispiel entwickeln, das ich am besten kenne — den Balkan; doch ich möchte auch zeigen, dass man dies ebenso fruchtbar auf den Islam und den Nahen Osten anwenden kann, die — wie der Balkan — Merkmale eines Dazwischen tragen.

Wie die meisten anderen Gebilde (etwa Staaten, Regionen, Städte, Dörfer) sind auch Zivilisationen am einfachsten durch den Umriss ihrer Grenzen zu definieren. Tatsächlich waren Grenzen lange Zeit das bevorzugte Objekt von Analysen, insbesondere in der Identitätsforschung. Da Identität und Alterität offenkundig in einer symbiotischen Beziehung zueinander stehen, können jene Charakteristika, die am eindeutigsten definiert sind, dann am besten artikuliert werden, wenn sie einander an der Grenze begegnen.²⁷ Folglich wurde die Alterität eine fundamentale Kategorie sowohl der sozialen Erfahrung als auch der Gesellschaftsanalyse. Es zeigte sich jedoch, dass es problematisch war, Grenzen als erstes zu wählen, weil die exzessive Beschäftigung mit den Grenzen eine ungesunde Obsession für die Unterscheidung, für Differenz und Alterität hervor-

26 Maria Todorova, *Imagining the Balkans*, New York: Oxford University Press, 1997.

27 Fredrik Barth (Hg.), *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*, Boston 1969; Raymond Corbey, Joep Leersen (Hgs.), *Alterity, Identity, Image. Selves and Others in Society and Scholarship*, Amsterdam and Atlanta 1991.

gebracht hat.²⁸ Jüngst hat es eine große Verschiebung gegeben — weg von der Grenzforschung und hin zur Kategorie des Raums. Dieser Zugang widmet den Kohäsionsprozessen und Strukturen innerhalb des Gebildes die Aufmerksamkeit, die sie verdienen. Er hat wertvolle Arbeiten hervorgebracht, aber er hat auch seine Gefahren, besonders wenn er statische und ahistorische Strukturanalysen hervorbringt.

Vor diesem Hintergrund möchte ich den Begriff des historischen Vermächtnisses einführen. Dieser Begriff hat zahlreiche Vorteile gegenüber anderen, eher strukturellen Analysekatégorien — wie Grenzen, Raum, Territorialität usw. Durch ihn können die Dynamik und der Fluss historischen Wandels deutlicher zum Ausdruck gebracht werden. Er vermeidet die Verdinglichung der modernen Regionen und scheint daher die geeignetste Kategorie für die Analyse regionaler Entwicklungen in einer Langzeitperspektive zu sein. Meines Erachtens ersetzt er den Begriff des Raums nicht, stattdessen erhält er die wertvollen Aspekte der Raumanalyse, während er gleichzeitig dem Zeitvektor größere Beachtung schenkt und den Raum historisch genauer spezifiziert.

Jede Region kann als etwas verstanden werden, das ein komplexes Ergebnis aus dem Zusammenspiel vieler historischer Perioden, Traditionen und Vermächtnisse ist. Man kann sich hier die detaillierten Überlegungen über die Kategorien »historische Periode«, »Tradition«, »Erbe«, »Erbschaft« und »Vermächtnis« ersparen.²⁹ Ich habe mich dafür entschieden, das Wort »Vermächtnis« in seiner syntagmatischen Beziehung zu dem Wort »historisch« in der Fügung »historisches Vermächtnis« zum Vehikel einer Bedeutung zu machen, die ich im Folgenden ausführen möchte. Schließlich ist es mir schmerzlich bewusst, dass die geisteswissenschaftlichen Katego-

28 Werner Schifffauer, »Die Angst vor der Differenz«, in *Zeitschrift für Volkskunde I* (1996) 20–31; Maria Todorova, »Is 'the Other' a useful cross-cultural concept? Some thoughts on its implementation to the Balkan region«, in *Internationale Schulbuchforschung 21* (1999) 163–171.

29 Siehe Maria Todorova, »Wo liegt Europa? Von der Einteilung eines Kontinents und seinen historischen Regionen«, Wissenschaftskolleg zu Berlin: Jahrbuch 2004/2005, Berlin, 2006, 290–312.

rien schon lange besetzt sind, und so bleibt mir nichts anderes als zu versuchen, die genaue Bedeutung zu erklären, mit der ich sie verwenden möchte.

Aus einem rein erkenntnistheoretischen Zweck unterscheide ich zwischen Vermächtnis als Kontinuität und Vermächtnis als Wahrnehmung. Vermächtnis als Kontinuität ist das Überleben, aber auch das allmähliche Abnehmen von Merkmalen des Gebildes nach seinem Ende. Vermächtnis als Wahrnehmung bedeutet, wie das Gebilde zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Individuen oder Gruppen artikuliert wird. Dies ist jedoch nicht als eine Gegenüberstellung von »echten« im Unterschied zu »imaginierten« Merkmalen zu verstehen, wie der vielleicht etwas unglückliche Gebrauch der Begriffe »Kontinuität« und »Wahrnehmung« nahe legt. Die Merkmale der Kontinuität sind selbst oft eine Frage der Wahrnehmung, und Wahrnehmungen sind nicht minder eine Frage der Kontinuität realer gesellschaftlicher Tatsachen. Es ist besser, den Unterschied so zu definieren, dass die Kategorien in beiden Fällen gesellschaftliche Tatsachen bezeichnen, diese Tatsachen aber jeweils unterschiedlich weit von der Erfahrung entfernt sind. Im Falle der Wahrnehmung ist das gesellschaftliche Faktum von der unmittelbaren Wirklichkeit noch einmal einen Schritt weiter entfernt, und vielleicht kann man den natürlichen Status im Unterschied zum kulturellen oder textförmigen Status sozialer Interaktion nebeneinander stellen. Ich möchte jetzt versuchen, diesen Vorteil des historischen Vermächtnisses als Instrument der Analyse zu illustrieren, indem ich die Kategorie am Beispiel Südosteuropa einführe und beschreibe.

Wenn wir die zahlreichen historischen Perioden, Traditionen und Vermächtnisse betrachten, von denen Südosteuropa³⁰ geprägt ist, stellen wir fest, dass einige synchron verliefen oder sich überlappen, andere folgten aufeinander oder waren komplett voneinander

30 In diesem Text werden Südosteuropa und der Balkan als Synonyme benutzt. Für den nuancierten Unterschied zwischen den beiden Kategorien s. Maria Todorova, »Historische Vermächtnisse als Analysekategorie. Der Fall Südosteuropa«, in Karl Kaser, (Hg.), *Europa und die Grenzen im Kopf*, Wieser Verlag, 2003, 221–246.

getrennt³¹; einige wirkten im selben geographischen Raum, andere bezogen die südosteuropäische Region in jeweils unterschiedliche Makroregionen mit ein.³² Man kann sie auch anhand ihres Einflusses auf die verschiedenen Sphären des gesellschaftlichen Lebens klassifizieren: auf das politische, wirtschaftliche, demographische und kulturelle Vermächtnis etc. Es ließen sich viele aufzählen: das römische, das byzantinische, das osmanische, das kommunistische — um nur einige der wichtigsten politischen Vermächtnisse zu nennen. Im Bereich des Religiösen wären die christliche, die muslimische und die jüdische Tradition mit ihren zahlreichen Sekten und Untergruppierungen hervorzuheben; im Bereich der Kunst und Kultur das vorgriechische und das griechische Vermächtnis sowie jenes der zahlreichen ethnischen Gruppen, die auf der Halbinsel siedelten; in gesellschaftlicher und demographischer Hinsicht das Vermächtnis der großen und fortgesetzten Wanderbewegungen, der ethnischen Vielfalt, des Halbnomadentums, des ausgedehnten und egalitär strukturierten landwirtschaftlichen Bereichs, der späten Urbanisierung gegenüber der anhaltenden Kontinuität einer städtischen Kultur usw.

31 Man kann über synchrone und sich überlappende Perioden am Beispiel des späten Römischen Reiches, des früheren Osmanischen Reiches und der großen Völkerwanderungen im 4. und 5. Jahrhundert, die man bis zum 15. und 16. Jahrhundert spürte, sprechen. Dasselbe könnte man über die synchrone Wirkung der verschiedenen religiösen Systeme behaupten. Ein Beispiel einer Zäsur zwischen Perioden und Vermächtnisse ist die des hellenistischen und des kommunistischen Vermächtnisses. Allerdings verklingen Vermächtnisse langsam mit der Zeit, aber im Prinzip überlappen sie sich *per definitionem*.

32 Ein Beispiel für das erste sind die byzantinischen und osmanischen Perioden und Vermächtnisse. Bis zum 16. Jahrhundert fielen die byzantinischen und osmanischen Auswirkungen in Europa und Kleinasien fast vollkommen in eins. Nach dem 16. Jahrhundert dehnte sich das Osmanische Reich auch in Nordafrika aus, aber in Südosteuropa blieb der Raum der byzantinischen und osmanischen Auswirkungen derselbe. Ein Beispiel im zweiten Sinne ist das Römische Reich, das Südosteuropa in einem Raum einschloss, der sich von den Britischen Inseln bis nach Mesopotamien erstreckte (aber Nord- und Mitteleuropa blieben außerhalb). Auch die kommunistische Periode und das kommunistische Vermächtnis zog ein Teil von Südosteuropa in einem Raum hinein, der ganz Osteuropa umfasste und sich bis nach China ausdehnte.

Unter den politischen Vermächtnissen, die die südosteuropäische Halbinsel als Ganzes geprägt haben (das griechische Altertum, der Hellenismus, die römische Herrschaft usw.), sind zwei hervorzuheben, die bis zum 19. Jahrhundert von zentraler Bedeutung waren. Das eine ist das byzantinische Jahrtausend mit seinem tiefgreifenden politischen, institutionellen, rechtlichen, religiösen und allgemein kulturellen Einfluss. Das andere ist das halbe Jahrtausend osmanischer Herrschaft, die der Halbinsel ihren Namen gegeben hat; sie schuf auch die längste Periode politischer Einheit, die die Halbinsel bis dahin erfahren hatte. Nicht nur erhielt ein Teil Südosteuropas im Verlauf dieser Periode einen neuen Namen, es sind vor allem die osmanischen Elemente — oder jene, die als osmanisch wahrgenommen werden —, die das gegenwärtige Balkanstereotyp am meisten geprägt haben. Man kann also behaupten, dass der Balkan das osmanische Vermächtnis im engeren Wortsinn ist.

Das Vermächtnis als Kontinuität entspricht im Allgemeinen nicht den Besonderheiten der ganzen osmanischen Gesellschaft oder der osmanischen Periode. Es handelt sich dabei um einen Prozess, der beginnt, *nachdem* das Osmanische Reich für bestimmte Regionen, die sich selbst zu Nachfolgestaaten formierten, nicht mehr existierte; es ist eine Anhäufung von Merkmalen, die hauptsächlich aus der historischen Situation des 18. und des 19. Jahrhunderts überliefert wurden. Ich habe versucht, einen systematischen Überblick über das Wirken des osmanischen Vermächtnisses als Kontinuität in der politischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Sphäre zu vermitteln, wo es sich durch einen jeweils unterschiedlichen Grad an Nachhaltigkeit auszeichnete. Mit Ausnahme des demographischen Bereichs und der Alltagskultur vollzog sich der Bruch in praktisch allen Sphären beinahe unmittelbar, nachdem die einzelnen Balkanstaaten ihre jeweilige politische Unabhängigkeit erlangt hatten; dieser Prozess war zum Ende des Ersten Weltkriegs abgeschlossen. Danach wurde das Vermächtnis zu einem wahrgenommenen Vermächtnis. Im demographischen Bereich wirkte das osmanische Vermächtnis allerdings noch eine Zeit lang nach und, was entscheidender ist, es hat sich mit dem Einfluss des türkischen Nationalstaats verflochten, in den es allmählich überging.

Das osmanische Vermächtnis als Wahrnehmung ist andererseits der Interaktionsprozess zwischen einer sich stetig weiter entwickelnden und sich akkumulierenden Vergangenheit und sich stetig weiter entwickelnden und sich akkumulierenden Wahrnehmungen von Generationen von Menschen, die ihre Bewertung der Vergangenheit immer wieder neu definieren — kurz: es ist nicht eine Frage der Rekonstruktion, sondern der Konstruktion der Vergangenheit in historiographischen, belletristischen und journalistischen Werken ebenso wie im Alltagsdiskurs. Als einer seiner wichtigsten Pfeiler ist das Vermächtnis als Wahrnehmung fest im Diskurs des Balkanationalismus verankert und zeigt in allen Balkanstaaten auffällige Ähnlichkeiten. Eben weil es für die Sicherung der gegenwärtigen sozialen Ordnung und vor allem für die Legitimierung des Staates zentral ist, wird es zwangsläufig noch eine Zeit lang fortwirken.

Gleichzeitig ist das osmanische Vermächtnis als Kontinuität seit einem Jahrhundert im Niedergang begriffen. Die als »balkanisch« geltenden Länder (also jene, die historisch zum osmanischen Einflussbereich zählten), haben sich immer weiter von ihrem osmanischen Vermächtnis entfernt und damit auch von ihrer Balkanität. Ich möchte an dieser Stelle mit Nachdruck betonen, dass es sich hierbei um eine Feststellung handelt, die ohne jede Wertung ist. Dies war auch mein Gedanke, als ich sagte, der auf dem geographischen Balkan stattfindende Prozess, dessen Zeugen wir heute sind — nämlich die Auslöschung der letzten Überreste eines imperialen Vermächtnisses von ethnischer Vielfalt und Koexistenz sowie dessen Ersetzung durch institutionalisierte, ethnisch homogene Körper — könnte durchaus ein fortgeschrittenes Stadium der entgeltigen Europäisierung der Region und das Ende des historischen Balkans sein, wenn dieser die osmanische Periode und das osmanische Vermächtnis darstellt, wie ich glaube. Tatsächlich kam der britische Diplomat, der im Jahr 1913 den Balkanbericht für die Carnegie-Stiftung verfasste, zu dem Schluss, man könne »die Behauptung wagen, dass die einzige Basis der europäischen Kultur und die einzige Neigung zur europäischen Zivilisation, die sich nach Jahrhunderten der Unterwerfung unter den asiatischen Byzantinismus auf dem Balkan finden, im nationalen Bewusstsein liegen«. Das bedeutet, »wo und

wann immer man sich auf dem Balkan eines nationalen Gefühls bewusst wurde, war dies also gewissermaßen der Beginn der Zivilisation; und da ein derartiges Bewusstsein am ehesten durch den Krieg entsteht, war der Krieg auf dem Balkan der einzige Weg zum Frieden«. ³³ Dies wurde wenige Monate vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs geschrieben. Es entbehrt jedoch nicht einer gewissen Ironie, dass der balkanische Nationalismus, der später als etwas beschrieben wurde, das dem staatsbürgerlichen und vermeintlich zivilisierten Nationalismus des Westens wesensfremd sei, als die einzige Eigenschaft des Balkans betrachtet wurde, die das Etikett »europäisch« verdiente.

Geschichte im Sinne historischer Vermächtnisse zu denken, mit ihrer Gleichzeitigkeit, ihren Überlagerungen und ihren allmählich nachlassenden Auswirkungen, ermöglicht uns, die Komplexität und Plastizität des historischen Prozesses hervorzuheben. Dieses Denken ermöglicht uns im speziellen Fall Südosteuropas, es vor einer kraftraubenden zeitlichen und räumlichen Ghettoisierung zu bewahren und in vielgestaltige Vorstellungsrahmen einzubetten. In dieser Betrachtungsweise entsteht Europa als ein komplexes Palimpsest verschieden geformter Gebilde, das nicht nur die Durchlässigkeit innerer Grenzen zeigt, sondern auch die absolute Stabilität äußerer Grenzen in Frage stellt.

Ich habe mit der Idee gespielt, ein digitales Bild zu erstellen, auf dem die Skizze eines Palimpsests zu sehen wäre; die verschiedenen Vermächtnisse wären dabei mit unterschiedlichen Farben auf einer horizontalen Skala markiert. Die einander überlagernden Vermächtnisse sowie ihre nicht deckungsgleichen und zeitlich gestaffelten Grenzen könnten sehr genau illustrieren, wie relativ die regionalen Grenzen im Verlauf der historischen Perioden sind. Gleichzeitig jedoch werden die Vermächtnisse allein durch die visuelle Prämisse einer solchen Skizze — dadurch nämlich, dass jedes einzelne Vermächtnis mit einer bestimmten Farbe markiert wird — bereits essentialisiert und homogenisiert. Auch wäre eine Visualisierung interessant, die strukturell verwandte Elemente in verschie-

33 *Nationalism and War in the Near East (By a Diplomatist)*, Oxford, 1915, 31.

denen Vermächtnissen — etwa die Besitzverhältnisse oder Familienstrukturen oder staatliche Institutionen etc. — in Schattierungen derselben Farbe auf einer vertikalen Skala wiedergeben würde. Dieses Verfahren würde das Bild so kompliziert machen, dass seine visuelle Wirkung und damit der Sinn einer solchen bildlichen Darstellung verloren gehen würde, obwohl es viel wirklichkeitstreuer wäre. Wie einige zeitgenössische Philosophen meinen, leben wir schließlich vielmehr in einer »Bildgesellschaft« als in einer »Informationsgesellschaft«, in der wir eher Zeugen eines Bilderkampfes und weniger eines Kampfes der Ideen sind. Das alles Beherrschende ist nicht der Zeitgeist, sondern das Zeitbild, »Stereomachines« eher als Stereotypen, vorgefasste Bilder eher als vorgefasste Urteile, Neubild anstelle des Orwellschen Neusprech. Um erkennbar und wirkungsvoll zu sein, reduziert das Bild *per definitionem* die Wirklichkeit viel stärker als der Logos. Daher bleibe ich lieber bei der visuell zwar unvollkommenen, aber komplexeren Metapher des Palimpsests, auch wenn ich damit nur ein sehr viel kleineres Publikum erreiche.

Historische Vermächtnisse und Pfadabhängigkeit

Zum Schluss möchte ich auf eine Frage zurück kommen, die man mir vor einigen Jahren gestellt hat: Nämlich ob diese Gedanken zum historischen Vermächtnis nicht auf das hinauslaufen, was man in der Politikwissenschaft als »Pfadabhängigkeit« bezeichnet. »Pfadabhängigkeit« ist eine Kategorie, die im Zuge einer Verschiebung in der Politikwissenschaft entwickelt worden ist, und zwar einer Verschiebung hin zu einer Würdigung von Geschichte, einer größeren Aufgeschlossenheit gegenüber den zeitlichen Dimensionen von Phänomenen in ihrer Gesamtheit, einer Bewegung, die sich von den rein strukturellen, funktionalistischen und stark quantifizierenden Ansätzen abwendet. Mit der Pfadabhängigkeit wird der Schwerpunkt auf Ereignisketten oder auf Prozesse gelegt, die von einer »Initialzündung«, einem »kritischen« Zeitpunkt ausgehen. In

diesem Denkmodell werden insbesondere die potentiell sich selbstverstärkenden Effekte von früheren Auswirkungen betont, und es hat das Verständnis von sozialen und politischen Auswirkungen dadurch bereichert, dass den langfristigen Prozessen eine größere Aufmerksamkeit gewidmet wird. So willkommen all dies ist: für die Historiker und Historikerinnen ist das keine große Sache. Historische Kausalität ist das Lemma des großen historischen Theorems der *longue durée*. Natürlich spielt Geschichte die Hauptrolle: sie ist das tägliche Brot dieses Fachs. Es ist, als entdeckten Historiker, dass Besitzverhältnisse für soziale Bewegungen wichtig sind, und versuchten, dies den Wirtschaftswissenschaftlern zu verkaufen. Für mich ist »Pfadabhängigkeit« eine Entwicklung, die ausschließlich innerhalb der politikwissenschaftlichen Disziplin relevant ist. Darüber hinaus bestehe ich auf einer grundlegenden Unterscheidung dieses Begriffs und seiner Funktion von meinem Begriff der historischen Vermächtnisse.

Die Prägung des Begriffs »Pfadabhängigkeit« entstand, um die Chancen bei Errichtung von Institutionen, von politischen Optionen usw. besser einschätzen zu können. Einerseits sollte er vor einem Voluntarismus warnen, der davon ausgeht, dass jede gut umgesetzte und von herausragenden Eliten getroffene *rational choice*-Entscheidung das gewünschte Resultat herbeiführt. Denn schließlich wollte die Formel es so: »*history matters*« oder »*culture matters*«. Andererseits führte der Begriff dazu, dass man ungeduldig mit den historischen Aufzeichnungen umging und hastig, oft nur *pro forma* und (unvermeidlich) selektiv einen »Pfad« mit festgelegten Eigenheiten herausarbeitete und damit einen Determinismus oder eine Teleologie produzierte, die nur knapp am Fatalismus vorbei schrammten. (Vor ein paar Jahren wurde ich nach einem Vortrag in Frankreich von einem jungen deutschen Journalisten gefragt: »Glauben Sie, dass die Albaner eine Chance haben, eine Demokratie aufzubauen, wenn man ihre »Pfadabhängigkeit« von einer äußerst patriarchalen, autokratischen und von Stammestradiationen geprägten Vergangenheit bedenkt?« Ich befürchte, ich war nicht sonderlich geduldig und höflich. Ich sagte ihm, »Pfadabhängigkeit« sei eine Sache, dass aber etwas zeitlich vorangeht, sei eine andere: schließlich hätten auch

die Deutschen sehr schnell gelernt, eine Demokratie aufzubauen, ungeachtet der »Pfadabhängigkeit«.)

Auf eine eigenartige, irgendwie linksische und unbeabsichtigte Weise geben einige auf diesem Feld arbeitende Wissenschaftler zu, wie tief der Determinismus in diesem Denkmodell verwurzelt ist. In einer neueren Untersuchung des postkommunistischen Übergangs, in der verschiedene, sehr komplexe Messungen und Methoden zum Einsatz kommen, wird die These aufgestellt, »dass die geographische Nähe zum Westen einen positiven Einfluss auf die Transformation kommunistischer Staaten ausgeübt und sich die geographische Isolation im Osten als hinderlich für die Transformation erwiesen hat.«³⁴ Die Autoren stellen Fälle gegenüber, in denen die politischen Strategien der Eliten positiv bewertet wurden, aber dennoch ein negatives Ergebnis zeitigten. Sie schließen daraus, dass gemeinsame Grenzen und geographische Nähe den Kontext der Politik in Mitteleuropa verändert haben, gleichgültig, welche Politik gemacht wurde, während weiter östlich und insbesondere in Zentralasien »sogar die, die ihren leninistischen und vorleninistischen Vermächtnissen entkommen wollten, durch ihre Isolation gefesselt waren, durch ihre politisch und wirtschaftlich undemokratischen Nachbarn und das Fehlen einer nachhaltigen finanziellen Unterstützung vonseiten ökonomisch mächtiger demokratischer Staaten.«³⁵

34 Jeffrey S. Kopstein und David A. Reilly, "Postcommunist Space: A Political Geography Approach to Explaining Postcommunist Outcomes", in Grzegorz Ekiert and Stephen E. Hanson, (Hgs.), *Capitalism and Democracy in Central and Eastern Europe: Assessing the Legacy of Communist Rule*, Cambridge University Press, 2003, 148. Zu anderen Arbeiten über Pfadabhängigkeit s. Paul Pierson, "Increasing Returns, Path Dependence, and the Study of Politics", *American Political Science Review* 94 (2), 2000, 251–268; James Mahoney und Dietrich Rueschmeyer, (Hgs.), *Comparative Historical Analysis: Achievements and Agendas*, Cambridge University Press, 2003; Paul Pierson, "Big, Slow, and ... Invisible: Macro-Social Processes and Contemporary Political Science", in Mahoney und Rueschmeyer, Op.cit.; James Mahoney, "Path Dependence in Historical Sociology", *Theory and Society*, 29, 2000, 507–548.

35 Ibid., 149.

Man mag mir den Gedanken verzeihen, dass man zu diesem Schluss auch ohne den Zugang zu Computern und ausgefeilten Messungen und Methoden kommen kann; was jedoch wirklich zählt, wird im Folgenden zugegeben: »Wir sind uns vollkommen bewusst, dass die von uns vorgenommene Forschung selbst dazu beiträgt, die mentale Landkarte der postkommunistischen Welt neu zu formatieren. In der Sozialwissenschaft sind die Beobachtenden von den Beobachteten niemals gänzlich zu trennen. Wenn nur genügend Forscher die Tschechische Republik als Westen und Usbekistan als Osten beschreiben, kann dies die sich selbstverstärkende Dynamik des »Orientalismus« in Gang setzen. Dennoch ist das Potential für Orientalismus in der Untersuchung räumlicher Abhängigkeiten nicht stärker ausgeprägt als in der Untersuchung zeitlicher Pfadabhängigkeit.«³⁶ Das ist meines Erachtens eine ziemlich lahme Verteidigung dieser Art von Methode, die sich am Raum orientiert; darüber hinaus jedoch ist das eine unabsichtliche Ohrfeige für den Determinismus und den potentiellen »Orientalismus« der Pfadabhängigkeit.

Mein Begriff des historischen Vermächtnisses entspringt einer ganz anderen Sichtweise und wird von einer ganz anderen Motivation angetrieben. Mit diesem Begriff will ich nicht in erster Linie retrospektiv klären, wie und warum die Dinge ursächlich so kamen, wie sie jetzt sind oder sich in Zukunft gestalten werden. Im Gegenteil zeigt der Begriff die Komplexität des historischen Verlaufs; genau deswegen funktioniert er nicht als Zwangsjacke. Natürlich möchte ich nicht so weit gehen und sagen, dass die Geschichte keine Rolle spielt; aber ich denke, dass der »Pfad« oder das »Vermächtnis« so kurvenreich, flexibel, wandelbar und durchlässig sind, dass sie nicht wie Bazillen isoliert werden können. Kurz gesagt: Vermächtnisse sind kein Ding, sondern ein Prozess. Und mehr noch: sie verweisen eher auf Gemeinsamkeiten als auf Unterscheidungen. Letztlich ermächtigt uns mein Begriff des historischen Vermächtnisses, frei zu denken. Er gestattet uns, die Ketten eines deterministischen historischen Prozesses abzuwerfen. Das historische Vermächtnis ist beunruhigend unbestimmt — beunruhigend für die, die von der

36 Ibid., 150.

Geschichte strikt einzuhaltenen Rezepte erwarten. Als ich einmal einen Vortrag zu einem ähnlichen Thema vor einem Publikum hielt, das überwiegend aus Rechtshistorikern bestand, kulminierte die ansonsten sehr positive Reaktion in der Bemerkung: »Das ist äußerst ausgefeilt und wirklich sehr überzeugend, aber anscheinend nicht anwendbar.« Genau das ist der Punkt.³⁷

Die große Diskussion der nächsten zehn Jahre wird sich in der Europäischen Union um die Türkei drehen. Ich bin sicher, dass eine Menge Argumente des Für und Wider auf der »Pfadabhängigkeit« basieren werden. Das Schöne an der Geschichte ist schließlich, dass sie passende Argumente für jede Art von Vorschlag liefert. Letztlich wird die Entscheidung jedoch auf Erwägungen beruhen, die nichts mit Geschichte zu tun haben, auch wenn sie hübsch in einer historischen Legitimation verpackt werden. Stellen wir uns mal vor, die Türkei würde im Jahr 2020 Mitglied der EU werden. Das ist gar nicht so absurd. Dann wird Europa nicht *im* Nahen Osten und der Nahe Osten nicht *in* Europa sein. Es wird Europa geben. Punkt. Oder den Nahen Osten. Punkt. Und zwar im Sinne der westlichsten Spitze der gewaltigen Landmasse, die man gewöhnlich Eurasien nennt, aber das ist synonym mit dem Osten oder dem Orient, leicht erkennbar. Man kann sagen, dass Europa *und* der Nahe Osten schon immer zusammen das unteilbare und organische Gebilde des eurasischen Westens ausmachten. Übrigens geht die langfristige geologische Prognose

37 Andererseits möchte ich nicht ganz naiv sein und behaupten, dass Vermächtnisse — zumindest potentiell — nicht auch politisch instrumentalisiert werden können. Die Ukrainer argumentieren, sie seien »eher europäisch als slawisch« und begründen dies mit ihrer Teilhabe am Reich Österreich-Ungarn (Joke van de Leeuw-Roord (Hg.), *History for Today and Tomorrow*, 17). Ich sollte vielleicht hinzufügen, dass ich ein vergleichbares Argument vonseiten der ehemaligen Sowjetrepublik Moldawien gehört habe. Waren wir denn nicht, so die Argumentation, auch ein Teil des Osmanischen Reiches? Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Ungarn, nach und nach die Länder des ehemaligen Jugoslawien — alle ein Teil des ehemaligen osmanischen Raums — und schließlich auch die Türkei werden ein Teil der EU sein. Warum wir nicht? Obwohl ich befürchte, dass das Osmanische Reich als Hauptlegitimation für europäische Herkunft und Zugehörigkeit bei manchen ein ironisches Lächeln hervorrufen wird, ist diese Argumentation nicht gänzlich absurd.

davon aus, dass sich in 50 Millionen Jahren Afrika nach Norden schieben wird, das Mittelmeer wird verschwinden, stattdessen wird es ein mediterranes Gebirge geben. Dasselbe gilt für das Rote Meer. 50 Millionen Jahre, sagen die Geologen, das sei eine zuverlässige Prognose. Wenn man die Vergangenheit der Erde als ein Jahr abbilden würde, dann entsprächen 50 Millionen Jahre weniger als vier Tagen. Der neue Kontinent wird Afrasien heißen (Frank Press, *Understanding Earth*, Freeman, 2006, Rezension in der *New York Times* vom 9. Januar 2007). Europa wird von den Geologen überhaupt nicht erwähnt. Wenn Europa expandieren sollte, würde man vielleicht die gesamte neue Landmasse als Europäische Union bezeichnen.

Doch wir müssen unserer Phantasie nicht ganz und gar freien Lauf lassen. Stellen wir uns vor, dass die EU im Jahr 2070 (50 Jahre nach dem hypothetischen Beitritt der Türkei) auch die nordafrikanischen Länder umfasst (zumindest den Maghreb), die mit der EU besondere Konditionen ausgehandelt haben. Wie im Fall der Türkei ist dies an sich kein absurder Vorschlag. Stellen wir uns weiter vor, dass die EU im Jahr 2120, also 100 Jahre später, immer noch ein lebensfähiges Gebilde ist und darüber nachdenkt, ob nicht ganz Russland beitreten sollte. Auch dies ist eine ganz logische Entwicklung. Und nun stellen wir uns vor, dass es der Erde trotz der globalen Erwärmung noch ganz gut geht und hoffentlich im Jahr 2222 keine großen Kriege ausgebrochen sind (also etwa 200 Jahre später). Ein Forscher befasst sich gerade mit der Geschichte der Europäischen Union, während eine hitzige Debatte um die Frage geführt wird, ob Indien der EU beitreten soll oder nicht. Vielleicht arbeitet er mit dem Begriff »Pfadabhängigkeit« und schreibt, die historischen Vermächtnisse der Türkei, Nordafrikas und Russlands hätten die Aufnahme in die EU zweifelsohne gerechtfertigt, aber im Falle Indiens sollte man doch sehr vorsichtig sein. Zu diesem Zeitpunkt hat die EU bereits eine 250 Jahre alte »Pfadabhängigkeit« geschaffen. Was ich damit sagen will, ist Folgendes: »Pfadabhängigkeit« ist nicht nur in der Vergangenheit. Sie kann in der Zukunft geschaffen werden. Sie ist eine Frage von Entscheidungen, und natürlich sollten Entscheidungen wohl überlegt und gut vorbereitet sein, aber sie werden dennoch von Menschen getroffen. Und wir sollten uns nichts vormachen: diese Entscheidungen werden primär von den Regierungen des »alten

Europa« im Westen getroffen. Lassen Sie mich mit den passenden Worten des weisen Ibn Khaldun schließen, der einmal vom Westen sagte: »Gott weiß, was dort vor sich geht.«³⁸

Übersetzung: Sophia Pick

38 Zit. n. Dimitris Livanios, "The 'sick man' paradox: history, rhetoric and the 'European character' of Turkey," *Journal of Southern Europe and the Balkans*, Bd. 8, Nr. 3, Dezember 2006, 299–311, hier 311.

Historical Legacies Between Europe and the Near East

Berlin, 21 May 2007

MARIA TODOROVA

is Professor of History at the University of Illinois at Urbana-Champaign. A graduate of the University of Sofia, she previously taught at the Universities of Florida and Sofia, and has held visiting appointments at the Universities of Maryland- College Park, California-Irvine, Rice University, University of Graz (Austria), Harvard University, and Bosphorus University, Istanbul.

Her publications include *Balkan Identities: Nation and Memory* (2004), *Imagining the Balkans* (1997, translated in 11 languages), *Balkan Family Structure and the European Pattern: Demographic Developments in Ottoman Bulgaria* (1993), *English Travelers' Accounts on the Balkans (16th—19th c.)* (1987 and 2006), *England, Russia, and the Tanzimat* (1980 and 1983), *Historians on History* (1988), *Selected Sources for Balkan History* (1977), and other edited volumes, as well as numerous articles and essays on social and cultural history, historical demography, and historiography of the Balkans in the 19th and 20th centuries.

Her current research revolves around problems of nationalism, especially the symbology of nationalism, national memory and national heroes, as well as the history of communism and postcommunism. Her awards include Fellowships at the Woodrow Wilson International Center for Scholars (1988, 1994—95), Fulbright Professorship (1989—90), Mellon Distinguished Professorship (1990—92), National Humanities Center Fellowship (2000), Institute for Human Sciences (Vienna, 2001), John Simon Guggenheim Fellowship (2001—02), Fellow at the Wissenschaftskolleg zu Berlin (2004—05), and Doctor Honoris Causa, Sofia University (2004) and the European University in Florence (2006).

It is an exceptional honor to be invited to deliver this first annual lecture of the Carl Heinrich Becker lecture series of the Fritz Thyssen Stiftung. I consider it a double intellectual honor: on the one hand, it connects me directly with the wonderful initiative of the research program “Europe in the Middle East— the Middle East in Europe” at the Wissenschaftskolleg; on the other hand, it celebrates the legacy of a great scholar.

I must admit that although I knew well Becker’s stature in German Islamic scholarship, I had never read him closely; and now this invitation has given me the wonderful opportunity of familiarizing myself with his ideas. When I started reading his *Islamstudien*, published in 1924, I was struck by the force and insights he brought to bear in fighting stereotypes about Islam. Becker shows the complexities of Islam, he refutes the attempts to depict it as a product of the desert, as being purely an outgrowth of Arab culture, and he gainsays those efforts to explain contemporary Islam exclusively through the Qur’an and Mohammed. He shows its genealogy from Christianity and Judaism, its Aramaic, Greek and Persian roots, and he is persuasive in arguing that “Islamic civilization” was possible only because it was grafted onto a pre-existing civilization: the Hellenistic Near East.

Becker's Vision

My first thought on reading Becker was a rather depressing one. I mused on the futility of his prescience given where we now are with regard to cheap popular stereotypes. Maybe, I thought, the voice of reason is too subdued, and we are impotent to reach the “Other” with it. After all, it is only the ways of prejudice that succeed in being broad and straight; knowledge has to carve winding trails in a steep mountainside in order to achieve the summit. But while continuing to admire what I was reading, on several occasions I was forced to raise my eyebrows. The first time was when I read that “it is self-evident that the Roman Orient had a strong Western veneer, whereas in the East the Hellenistic cultural elements were increasingly transmuted into a kind of “Asianism.” Then came the statement that in the centuries prior to Mohammed the “Near East became ever more Asianized.”¹ What exactly did Becker mean by the concepts of Asianism and Asianization? I read further and they were never defined.

As already mentioned, Becker was amenable to the notion of a unified Islamic civilization only insofar as it was grafted onto a previously existing civilization, the Hellenistic — even if it was a “mixed civilization.”² His central idea was that Islam is not simply linked through a complex web of interrelationships with Europe. It is an integral part of the European cultural circle and plays a prominent role as mediator between Europe and Asia:

Islam plays a marked mediating role. It is located exactly in the middle between Europe and Asia. Ethnographically, it belongs more to Asia; however, from the point of view of the decisive cultural issues that delineate cultural spheres, it has more in common with Europe [...]. If one were to distinguish between large developmental complexes, then the line would

1 C.H. Becker, *Vom Werden und Wesen der islamischen Welt: Islamstudien* vol. 1, Leipzig: Verlag Quelle & Meyer 1924, 16, 18.

2 *Ibid.*, 16–17.

run not between Europe and Islam, but rather between Europe and Islam on the one hand, and Asia on the other.³

Here, then, were two more concepts it was apparently deemed unnecessary to define: Europe and Asia. Yet another conceptual pair that he took for granted was East and West, as when Becker — commenting on the constant clashes between Greece and Persia, and the subsequent conquests of Alexander the Great — stated that “the borders between East and West were becoming increasingly less defined.”⁴ The reason all these concepts were undefined was that they were based on a fundamental epistemological premise: Becker’s belief in the concept of cultural circles.

He frankly admitted to taking this concept from Ernst Troeltsch’s theory of cultural history, which posited that modern scholarship cannot encompass humanity as a whole: “Since humanity as a whole is no longer a unified historical subject for modern scholarship, it is utterly inconceivable — and a horrible thought — that humanity should have had a common developmental history, let alone that one should be able to implement such a concept.” One can only entertain the “horrible thought” as to the reaction of Troeltsch or Becker to today’s discipline of world or global history. The reason why this was impossible for them was not because of humanity’s enormity but because it lacked a spiritual unity: “Humanity as a whole has no spiritual unity and consequently no unified development.” The concept which was to solve this aporia became Troeltsch’s “closed cultural spheres.” Each of these spheres had its own specific development and history. It must be admitted that his underlying motivation has something to be said for it, based as it was on the idea that any generalization coming from, say, a Western-based scholar would inevitably compare and reduce the others to the main developmental phases of the West, i.e. what we today call Eurocentrism. Others should be studied on their own terms. This is a dilemma that has persisted up until the present day: How should we articulate diversity

3 *Ibid.*, 31, 39.

4 *Ibid.*, 17.

versus unity? What are the pitfalls of both approaches? How can we best balance the two? Troeltsch himself identified several cultural spheres: Egyptian, Hindu, Chinese, and Mediterranean-European-American. He positioned this latter sphere as a unified one, but he did not see the Orient in such terms because he felt that the need and capacity for historical self-examination and a critical approach to the past was almost unknown to non-European peoples.⁵

For Becker, painfully aware of the complex and dynamic history of the Near East, this view of the Orient was too extreme—although he did of course accept the uniqueness of the Western Christian sphere as forged by Hellenistic thought and “European willpower,” and he totally accepted the theoretical premises of closed cultural spheres. Rather he wished to “change somewhat the emphasis.” This for him meant taking into account the “true” historical record and—with some caveats—subsuming the Islamic world of the Near East into the European one.⁶ Islam for him became the link between Europe and essential Asia, and he quoted approvingly yet another philosopher enamored of civilizational theory—Graf Keyserling—for whom the Islamic world belonged to the European and not the Asian one.⁷ Becker, however, was too much of a scholar to rely on philosophical intuitions alone. He called on scientific criteria for this thesis and his chief criterion was the notion of cultural affinity. He defined three elemental forces underlying Islamic civilization: the ancient Orient with its Judaic, Persian and Babylonian elements; classical, chiefly Hellenistic antiquity; and Christianity. These three features differentiate Islam from all other Asian cultural spheres.⁸ Based on these criteria, he offered his view of Islam’s mediating role between Europe and Asia while simultaneously securing its position within Europe. Becker insisted that this was not only theoretically important but had also an “eminently practical significance”—though he was not precise about the practical side of it.⁹ So here was

5 Ibid., 24–25.

6 Ibid., 26.

7 Ibid., 26–27.

8 Ibid., 28–29.

9 Ibid., 39.

a correction that from the political point of view—i.e. from the point of view of its repercussions on today’s European policies—sounds quite revolutionary; yet, from a theoretical, philosophical and ethical viewpoint, it is deeply conservative.

Despite its qualified openness to the Near East, it is still based on a fundamentally bifurcated view and on a reified interpretation of civilizational spheres as self-contained monoliths. It is but a small step from here to the superiority syndrome and overt racism. In the opinion of a British resident of the Ottoman Empire in 1857, the Turk had good qualities but his misfortune was “that he does not possess the capacity of indefinite improvement which belongs to the European race. Like the Chinese, Hindoos and, in fact, all Asiatics, there is a degree, and not a high one, of civilization which he cannot surpass, or even long preserve.”¹⁰ Let me emphatically state that I do not accuse Troeltsch, let alone Becker, of racism. Moreover, while the affinity between Troeltsch’s, Oswald Spengler’s, Arnold Toynbee’s and, more recently, Samuel Huntington’s worldview is more than obvious, I do not accuse any of them of racism. All I am saying is that both racism and the idea of closed civilizational and cultural spheres (as exemplified by these authors) has a common theoretical foundation.

Maybe this, after all, was the reason why the otherwise prescient and passionate (as well as beautiful) plea of Becker to take Islam seriously in all its complexity may have failed. He simply embraced this phenomenon; but his whole way of thinking was based on rigid binaries and antinomies centered around the concept of closed civilizations. Another idea of Becker’s that is at first glance very attractive and pioneering is his notion of the thousand threads entwining the Islamic and Euro-American worlds, a kind of *histoire croisée avant la lettre*, even if sometimes his similes sound strange to our ears today, as when he speaks of the clash between the masculine European element and the feminine Near Eastern element.¹¹

10 Quoted in Roderic Davison, “The Image of Turkey in the West in Historical Perspective,” *Turkish Studies Association Bulletin*, no. 1, 1981, 2.

11 Becker, 31. In this respect, however, he actually has his latter-day trendy followers. Slavoj Žižek, for example, structures his essay on Europe and Islam on

As behooves its complex texture, *histoire croisée* must be practiced with great circumspection. Simply looking for elements of one phenomenon in the other is insufficient because it is premised on the immanent separateness of the entities. Accordingly, the mantra of today's political rhetoric — “dialogue between Islam and Christianity” — although certainly well-intended, remains hollow. This is also inadvertently implicit in the otherwise nicely symmetrical title of the project “Europe in the Middle East — the Middle East in Europe.” But what is Europe? And what is the Middle or Near East?

Europe and the Near East as Concepts

Europe, like the Holy Trinity, has three hypostases: the Name, the Place, and the Idea, and they all have their divine claims. They also all have spaces as one of their central attributes. The name “Europe” first belonged to a consort of the chief God, and she rode on his back (in his incarnation as a bull) from Asia Minor to Crete; it meant something beautiful, big-eyed, broad-faced and just plain broad. The place was first identified by the island Greeks, who designated as “Europe” the mainland stretching north from the Peloponnesus, the area we today call the Balkans, or that archeologists in their specialized language term Old Europe. In the course of several centuries it extended its space westward, encompassing the whole of the western Eurasian land mass, and then it contracted its space, to be finally expropriated by its westernmost part, the one some authors call Visigothic Europe. While this part of Europe, known also by the name of “European Union” or Europe for short, is not quite godlike, it certainly puts on regal airs. The idea of Europe or, rather, a certain *ideal* of Europe, undoubtedly has certain divine pretensions as a value system and has succeeded in creating itself as what it is not, or, to paraphrase Edward Said's characterization of culture, it is constantly defining

a Lacanian bifurcation between a masculine and feminine essence (“A Glance into the Archives of Islam,” <http://www.lacan.com/zizarchives.htm>).

itself against what it believes to be its opposite.¹² This is a widely disseminated view, although not one that is entirely uncontested. If historians timidly mention Europe's dubious past or vehemently lambast Eurocentrism while post-colonialists attempt to “de-center” it, for all practical purposes Europe as an idea is proving too powerful and convenient even for the skeptics.

Notoriously, there is no mandated consensus on just what constitutes Europe. A fine recent study on the teaching of Europe's history in schools shows that for history instructors “Europe is mainly understood as a geographical concept [and its history] is mostly understood as the history of some large western European countries plus Russia.”¹³ Scandinavians, Celts and Eastern Europeans of every stripe lament the fact that their histories remain invisible. Students, by contrast (in a study by Bodo Von Borries), do not treat Europe as mere geography but are equally distributed among those who see it as the birthplace of democracy, enlightenment and progress; or as a club of rich white countries guilty of economic and ecological exploitation; or, contrastingly, as a force for peace. In another study of French students, Nicole Tutiaux-Guillon shows that perceptions of the European past include Christian tradition, a lack of cultural diversity and permanent conflict, whereas the European present is equated with peace, modernism, citizenship and cultural diversity.¹⁴ All these perceptions are, of course, ones that students have picked up and internalized from school, home, and in the public arena.

How about the Near East? This concept has a much briefer historical pedigree than Europe, but is no less murky for all that. Notwithstanding the different definitions of Europe, there does exist a reasonable consensus about its geography (differences of several hundred kilometers in the east also notwithstanding), the borders of

12 Edward W. Said, *The World, the Text, and the Critic*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1983, 11–12.

13 Joke van de Leeuw-Roord, ed., *History for Today and Tomorrow: What Does Europe Mean for School History?* Hamburg: Körber-Stiftung 2001, 14.

14 *Ibid.*, 14–15.

the Near East have shifted over 5000 km to the east or to the west.¹⁵ At first there was only East and West. For Europe, the East began where the Ottoman Empire began (although one would hear the occasional witty remark that it started at the Vienna Landstrasse, Prague or Belgrade). Accordingly, the central diplomatic problem from the late 18th and through the 19th centuries was the so-called Eastern Question. It denoted the contest of the great powers primarily over Ottoman territories in Europe, and only later in Asia Minor.

By the 1890s, a shift in terms occurred. The age of exploration in the 19th century designated China, Japan and Malaysia as the Far East. With the competition for spheres of influence in China, there were now two Eastern Questions, a Near and a Far. As a result, “the label Near East elbowed its way into popular usage as a byproduct of the great decade of European imperialism.”¹⁶ More than any other term — certainly more than “Europe” — the term Near East developed as a consequence of the political and strategic interests of outside powers.

Britain in particular was instrumental in contributing to a tripartite division and adopting and imposing a new term: the Middle East. This was officially sanctioned by Churchill in the 1920s, and the Royal Geographical Society decided that henceforth the Near East should denote only the Balkans, the lands from the Bosphorus to India would be covered by the Middle East, and that beyond them lay the Far East.¹⁷ By the 1950s Churchill came to correct himself and reserved the term “Near East” for Egypt, the Levant, Syria and Turkey; Persia and Iraq were the Middle East; India, Burma, and Malaya the East; and China and Japan the Far East.¹⁸ By that time the term Near East had become almost obsolete in the Anglo-Saxon (i.e. English and American) vocabulary, and today Middle East is the dominant term in both political and academic usage, even if most of the languages of continental Europe (German, French, the Slavic tongues) stick

15 Roderic H. Davison, “Where is the Middle East?”, *Foreign Affairs*, July 1960, 665.

16 *Ibid.*, 666.

17 *Ibid.*, 668.

18 *Ibid.*, 670.

with the Near East. This overlapping use of the terms Near or Middle East is understood most commonly as the ensemble of Turkey, Egypt, Israel, Iran, and all the Arab-speaking states of Asia.¹⁹

The point here is not to expose the arbitrariness of naming or to deplore the ascriptive power of dominant polities. After all, it is not only “the West” that clumps together distant lands. The Ottoman Empire used to refer to all of Western Europe as *Frengristan*, and the Arabs themselves refer to one of their own — Morocco — as the Far West (*al-maghreb al-akhsa*). The point is to stress the role of positioning and power. This brief and far from exhaustive survey of the two concepts — Europe and the Near East — demonstrates that, as used today, they are products of the modern era, specifically the last couple of centuries, even though within this time span they have undergone and continue to undergo significant modifications.

But let me be clear: it is not that only the modern era has brought about some special misunderstanding, erroneous attribution, or artificial opposition. The two modern concepts, Europe and the Near East — one ancient in name but with a new modern meaning, the other one entirely a product of modernity — have been grafted onto a much earlier division, the one between East and West, Europe and Asia. If we follow this division from antiquity onward, however, it displays a similarly flexible and shifting geographical nature.²⁰ Categories in history are notoriously protean and malleable over the *longue durée*. Not only do the boundaries between concepts shift, these boundaries themselves are permeable, and there is always a grey zone, a no-man’s-land lying betwixt and between. So, what is it that lies between Europe and the Near East? To answer, there is an area that is supposed to link these two separate and opposing entities, an area marked by the characteristics of both, and one that allegedly has an intermediate character — the area we call alternatively the Balkans or Southeastern Europe.

19 Sometimes it includes also the Arab-speaking countries of North Africa as well as Pakistan, Afghanistan and the Muslim majority countries of the former Soviet Union.

20 For the classic exposition on the issue, see Edward Said, *Orientalism*.

The Balkans as Intermediary Space

I would like to illustrate these notions of intermediacy and changeability first with an example that comes from a period—the early 15th century—long before the concepts Europe and the Near East had crystallized into their present shape. Ulrich von Richental, a Constance burgher, lived at the time and place of the great Catholic church council of 1414–1418, notorious for its burning of Jan Hus. Inspired by the elevated role played by his home city, Ulrich decided to commemorate the event and in the 1430s penned his *Chronik des Constanzer Concils, 1414 bis 1418*.²¹ It is a work that affords an interesting glimpse into the geographical and political ideas of the educated strata of German-speaking society in the 15th century. Let us take a closer look at how Ulrich von Richental depicted what we define today as Southeastern Europe.

He classified all the peoples attending the council under two rubrics, listing their ecclesiastical and lay rulers. For his ecclesiastical overview he started first with Asia, since this was seen as composing the largest part of the world. It was now mostly Muslim, and contained 180 Muslim “churches” with more than 1500 “bishoprics.” This Asia extended from Alexandria in the west to India in the east, thus encompassing all those territories today defined as “embracing the Near to the Far East” inclusive North Africa. He then moved to the continent of Africa proper. According to Ulrich, “Africa is Greece, and has two empires in it, Constantinople and Athens.” Let us recall that he wrote at a time when Constantinople was still Byzantine, and he was thus alluding to Eastern / Orthodox / Greek Christianity. To this Africa Ulrich also added “Wallachia and Turkey, and all the lands that are buttressed by the sea and lie athwart Jerusalem as well as those on the other side of the Danube.” This part of the world, according to Ulrich, was larger than Europe and people there “keep in the greater part the Greek Orthodox faith, but there are many in the faith of the infidels [i.e. pagans], and in the Mohammedan faith as well.” The Rascians (Serbs), he wrote, had something in common

21 Michael Richard Buck, ed., Hildesheim / New York: Georg Olms 1971.

with the Jews and the Greeks, “but are neither Jews nor Greeks.” In a word, Ulrich’s Africa coincided with the Balkans. His sole exception were the Bulgarians, who he placed in Asia along with the Tartars, India, Ethiopia, Arabia and the Holy Land (probably because at that time the Bulgarians had just been conquered by the Ottomans or because it was an implicit allusion to their ancient roots. For Ulrich, Europe was in effect “the land where we live” and it stretched from the “White Russians and Smolensk right up to Turkey” and included the kings and kingdoms belonging to the Roman crown. It was inhabited by “Romans,” Slavs, Turks, Hungarians, Germans, and others.²²

Ulrich von Richental was no geographic dolt. His cosmography simply “subordinated topographic information to the religious denominations of its human subject matter.” This is most evident in the case of Bosnia. The subjects of the King of Bosnia came from Europe, whereas those of the Duke of Bosnia in Turkey came from Africa. We can see in this echoes of the complex state of contending ecclesiastical hierarchies in Bosnia—the Franciscan order and others loyal to the Vatican, the Orthodox church, and the idiosyncratic Bosnian church—in a period when the mass conversion of Bosnians to Islam was still at least half a century away. Africa signified “infidel,” “pagan,” “savage.” Since in learned German treatises of the mid-15th century, black Africans were doomed by their nature to the Kingdom of Antichrist, it followed that the Antichrist ruled in Africa. Ulrich’s perceptions of the region were determined by the confusing and fluid situation in the Balkans, populated as it was by heretical Orthodox believers and in the process of being conquered by the Ottomans at precisely this time—in addition to its complicated and changing political and religious allegiances and its double and shifting vassalages.²³

22 Kiril Petkov, *Infidels, Turks, and Women: The South Slavs in the German Mind, ca. 1400–1600*, Frankfurt am Main: Peter Lang 1997, 55–61.

23 *Ibid.*, 58–59. For the most detailed and authoritative account, see John Fine, Jr., *The Early Medieval Balkans* as well as his *The Late Medieval Balkans*, Ann Arbor: Michigan University Press 1983 and 1987, respectively.

All in all, German writers from the 15th century onward stuck to the geographic criterion of defining Europe. This was a revival of the notions of classical antiquity which had fixed Europe's borders at Constantinople and along the river Tanais (Don).²⁴ The person most instrumental in this was Eneas Silvius Piccolomini, Pope Pius II (1405—1464) whose cosmographic opinions and authority marked all subsequent scholarship. Piccolomini's work was permeated by the notion of stark cultural differences between Europe and Asia, and he is believed to be "the man who coined the word 'Europeans' and bequeathed it to Christendom as a kind of self-identification."²⁵ He was harking back to the unified state of Christendom, and for him the Christians of the Balkans, despite being heretics, were still guardians of Christendom against its foes. We live today still with this legacy and it is small wonder that the Vatican is one of the main bulwarks against a watered-down and more inclusive conception of Europeanness. Let us not forget that the surprisingly successful (in the end) visit of Pope Benedict XVI to Turkey last November had as its primary and central aim not to repair relations with Muslims, but to heal the 1000-year rift between the once united Roman Catholic and Orthodox churches.

The Balkans have thus undergone an evolution from the original "Europe" to "Africa" to "Asia in Europe" to a transitory zone between Europe and Asia, to "savage Europe" and back to Europe again. In April 2004 the British statesman Chris Patten thus addressed the German Bundestag:

It was Bismarck who said that the Balkans "was not worth the healthy bones of a single Pomeranian grenadier." (speech to Reichstag, 5 December 1876) I understand what he was trying to say, but obviously our views of what it is to be European have, to say the least, developed a great deal since his day. The people of the Western Balkans are our fellow Europeans.²⁶

24 Ibid., 207.

25 Ibid., 221—22.

26 As cited in Dimitris Livanios, "The 'sick man' paradox: history, rhetoric and the 'European character' of Turkey," *Journal of Southern Europe and the Balkans*, vol. 8, no. 3, December 2006, 299—311, here 309.

The most symptomatic part of this quote is that Chris Patten "understands" what Bismarck "was trying to say." And this describes perfectly the status of not only the new Balkan members of the European Union but, I am afraid, also those from the rest of Eastern Europe. They are "fellow Europeans" but *entre nous* and off the record, we know what a drag they are on the EU. And practice, especially political practice, usually follows one's gut feelings and not what we think we are obliged to say in order to maintain decorum.

Intermediacy/Indeterminacy or Historical Legacy?

Practice was very much on Carl Heinrich Becker's mind when he argued for the mediating role of Islam between Europe and Asia—and as an integral part of Europe—not only on theoretical grounds but because it had an "eminently practical significance." Despite my stated skepticism about his overall theoretical framework, I respect and admire his attempt to base his thesis on scientific criteria. My quibble is about the sort of criteria one employs. For Becker this was the concept of cultural affinity forming discrete cultural spheres, a concept that naturally breeds the auxiliary notion of in-betweenness, of an intermediate space between these cultural spheres or civilizations. I refuse to see the Balkans as an intermediate (and indeterminate) space between Europe and Asia. Granted, this is how it has been perceived by most of Western journalism and by much of Western scholarship in the past couple centuries, and I have described this as a specific discourse: balkanism.²⁷ It seems to me that a better way to approach the malleability of boundaries and to deconstruct the stark and reified opposition between "civilizations" is the concept of historical legacies. I will develop it briefly here based on the example I know best—the Balkans—but arguing that it can be applied

27 Maria Todorova, *Imagining the Balkans*, New York: Oxford University Press 1997.

fruitfully to other entities saddled with the characterization of intermediacy, such as Islam and the Near East.

Civilizations, like most other entities (states, regions, cities, villages) are most easily defined by outlining their borders. Indeed, for a long time, borders have been a favored object of analysis, especially in examinations of identity. Since identity and alterity (otherness) are clearly in a symbiotic relationship, their most sharply defined characteristics are best articulated at this border encounter.²⁸ As a consequence, Otherness is a fundamental category not only of social experience but also of social analysis. Borders, however, turned out to be a problematic first choice, chiefly because the excessive attention lavished on them created an unhealthy obsession with distinction and difference — that is, with Otherness itself.²⁹

Recently there has been a powerful shift away from border studies toward the now fashionable category of space. This approach allots more and due attention to the cohesive processes and structures within a given entity. It has produced valuable works but it also has its dangers, especially when it produces static and ahistoric structural analyses.

It is against this background that I am introducing the notion of historical legacy. This notion has numerous advantages over more structural categories of analysis such as borders, space, territoriality, etc., insofar as it more clearly articulates the dynamism and fluidity of historical change. It therefore appears to be the most appropriate category for analyzing long-term regional developments, avoiding as it does the reification of contemporary, or latter-day, regions. It does not, in my opinion, displace the notion of space. Instead, it retains the valuable features of spatial analysis while simultaneously refining

the vector of time and making it more historically specific. Any region can be approached as the complex result of the interplay of numerous historical periods, traditions and legacies. While I cannot here enter into a detailed discussion of the categories of “historical period,” “tradition,” “heritage” and “legacy,”³⁰ I have chosen to make the word “legacy,” in its syntagmatic relationship with “historical” (historical legacy) the receptacle of a meaning on which I will elaborate below. Painfully aware as I am of the fact that categories in the humanities have grown stale through overuse, I cannot do better than to explain the exact meaning with which I am trying to invest them.

For purely cognitive purposes, I distinguish between legacy as continuity and legacy as perception. Legacy as continuity is the survival but also gradual waning of some of the characteristics of the entity immediately before its collapse. Legacy as perception, on the other hand, is the articulation and rearticulation of how the entity is seen at different time periods by different individuals or groups. These should not be interpreted as “real” versus “imagined” characteristics, as perhaps implied by the use of the terms “continuity” and “perception.” The characteristics of the continuity are themselves often perceptual, and perceptions are no less a matter of continuous real social facts. The better way to define the distinction is to say that in both cases the categories designate social facts but that these are at different removes from experience. In the instance of perception, the social fact is removed yet a further step from immediate reality, and one can perhaps juxtapose the natural versus the cultural or textual status of the social interaction. I will turn now to the concrete example of the Balkans (or Southeastern Europe) to show how the category is applied.

If we look at the numerous historical periods, traditions and

28 Fredrik Barth, ed., *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Culture Difference*, Boston: Little, Brown 1969; Raymond Corbey and Joep Leerssen, eds., *Alterity, Identity, Image: Selves and Others in Society and Scholarship*, Amsterdam and Atlanta: Rodopi 1991.

29 Werner Schiffauer, “Die Angst vor der Differenz,” in *Zeitschrift für Volkskunde I* (1996) 20–31; Maria Todorova, “Is the ‘Other’ a useful cross-cultural concept? Some thoughts on its application to the Balkan region,” in *Internationale Schulbuchforschung* 21 (1999) 163–71.

30 See Maria Todorova, “Spacing Europe: What is a historical region?,” *East Central Europe/ECE*, 2006, vol.32, nos. 1–2, 7–55 (German version »Wo liegt Europa? Von der Einteilung eines Kontinents und seinen historischen Regionen« in *Wissenschaftskolleg zu Berlin: Jahrbuch 2004/2005*, Berlin 2006, 290–312).

legacies that shape Southeastern Europe,³¹ some of these periods and legacies have been synchronic or overlapping, others consecutive or completely separate;³² some have played themselves out in the same geographic space, whereas others have involved Southeastern Europe in terms of its different macroregions.³³ They can be also classified according to their influence in different spheres of social life: political, economic, demographic, cultural, etc. One can enumerate many of them: the Roman, the Byzantine, the Ottoman, the Communist—to mention the more important political legacies. In the religious sphere, one can single out the Christian, Muslim, and Judaic traditions with their numerous sects and branches; in the

31 Here I am using Southeastern Europe and the Balkans as synonyms. On the nuanced differences between the two, see my treatment in “Historische Vermächtnisse als Analysekategorie: Der Fall Südosteuropa,” in Karl Kaser, ed., *Europa und die Grenzen im Kopf*, Klagenfurt: Wieser Verlag 2003, 221–46.

32 One could speak of synchronic and overlapping periods by taking the example of the late Roman, Byzantine and early Ottoman Empires, and the period of great migrations from Central Asia (with its numerous political legacies as well as the social legacy of semi-nomadism), which peaked circa 400 A.D. and whose spurts were felt until the 16th century. The same goes for the synchronic workings of a whole variety of different religious systems in the region, both as legacies and ongoing processes. An instance of caesura between periods and little if any overlap between legacies is the Hellenistic period and legacy and the Communist one. Otherwise, legacies fade in intensity with the passage of time, but in principle, and by definition, they would be overlapping.

33 An example of the first would be the Byzantine and the Ottoman periods and legacies. Until the 16th century, there was an almost complete spatial coincidence between the spheres of influence of the Byzantine and Ottoman empires, both in Europe and in Asia Minor. After the early 16th century, the Ottoman Empire expanded its space in North Africa and elsewhere, but in Southeastern Europe both the space of the historical periods and that of the legacies are coincidental. For an example of the second sort, there is the period and legacy of the Roman Empire, which included Southeastern Europe, in a space stretching from the British Isles to the Caspian Sea and Mesopotamia (but excluding much of Northern and Central Europe), and the period and legacy of communism, which involved part of Southeastern Europe in a space encompassing the whole of Eastern Europe and stretching through the Eurasian landmass to Central Asia (and including even China in some accounts).

sphere of art and culture, the legacies of the pre-Greeks, the Greeks, and the numerous ethnic groups that settled the peninsula; in social and demographic terms, the legacies of large and incessant migrations, ethnic diversity, semi-nomadism, a large and egalitarian agricultural sphere, and late urbanization alongside a constant continuity of urban life.

Of the political legacies which have shaped Southeastern Europe as a whole (the period of Greek antiquity, Hellenism, Roman rule, etc.), two can be singled out as crucial up until the 19th century. One is the Byzantine millennium with its profound political, institutional, legal, religious and general cultural impact. The other is the half millennium of Ottoman rule that gave the peninsula its name and established the longest period of political unity it had ever experienced. Not only did part of Southeastern Europe acquire a new name during this period, it has been chiefly the Ottoman elements or the ones perceived as such which have formed the current stereotype of the Balkans. In the narrow sense of the word, then, one can argue that the Balkans are, in fact, the Ottoman legacy.

The legacy as continuity is a notion different from the characteristics of the Ottoman polity or the Ottoman period in general. It is a process that began *after* the Ottoman Empire ceased to exist for those particular regions that shaped themselves into successor states, and it is the aggregate of characteristics resulting chiefly from the historical situation of the 18th and 19th centuries. I have attempted a systematic review of the workings of the Ottoman legacy as continuity in the political, cultural, social and economic spheres, where it persisted to varying degrees. In practically all spheres—except the demographic and popular culture spheres—the break was enacted almost immediately after the onset of political independence of the separate Balkan states and was on the whole completed by the end of World War I; thereafter it turned into legacy as perception. In the realm of demography, however, the Ottoman legacy continued for some time and, more importantly, became intertwined with and was gradually transformed into the influence of the Turkish nation-state.

The Ottoman legacy as perception, on the other hand, is the process of interaction between an ever-evolving and accumulating

past, and ever-evolving and accumulating perceptions of generations of people who are redefining their attitudes toward the past—in a word, the question not of reconstructing, but of actually *constructing* the past in works of historiography, fiction and journalism as well as in everyday discourse. Legacy as perception is one of the most important pillars in the discourse of Balkan nationalism and bears striking similarities in all Balkan countries. Precisely because it is at the center of securing present social arrangements, and above all in legitimizing the state, it is bound to be reproduced for some time to come.

At the same time, the Ottoman legacy as continuity has been in a process of decline for the past century. The countries defined as Balkan (i.e. the ones which were part of the historical Ottoman sphere) have been moving steadily away from their Ottoman legacy and concomitantly away from their balkanness. I want to strongly emphasize here that this is a statement devoid of any value-judgment. Likewise devoid of any value-judgment is my argument that what we are today witnessing in the geographic Balkans—namely the eradication of the final vestiges of an imperial legacy of ethnic multiplicity and co-existence, and its being substituted with institutionalized and ethnically homogeneous bodies—may well be an advanced stage of the final Europeanization of the region and the end of the historic Balkans, if such is constituted by, as I think it is, the Ottoman period and the Ottoman legacy. In fact, the British diplomat who wrote the Balkan survey for the Carnegie Endowment in 1913, concluded that one “may boldly assert that the only basis of European culture and the only bias towards European civilization to be found in the Balkans, after centuries of subjection to Asiatic Byzantinism, is the consciousness of nationality.” Therefore, “wherever and whenever in the Balkans national feeling became conscious, then, to that extent, does civilization begin; and as such consciousness could best come through war, war in the Balkans was the only road to peace.”³⁴ This was written a few months before the outbreak of World War I, yet it is ironic that Balkan nationalism, which in later years has been

34 *Nationalism and War in the Near East (By a Diplomatist)*, Oxford: Clarendon Press 1915, 31.

described as intrinsically alien to Western civic and supposedly civilized nationalism, was considered the only Balkan feature upon which the mantle of Europeaness could justifiably be conferred.

Thinking in terms of historical legacies—with their simultaneity and overlap as well as their gradually waning effects—allows us to emphasize the complexity and plasticity of the historical process. In the particular case of Southeastern Europe, it allows us to rescue it from a debilitating diachronic and spatial ghettoization and to insert it in multifarious cognitive frameworks over space and time. Europe, in this vision, emerges as a complex palimpsest of variegated entities—a palimpsest which not only reveals the porosity of its internal frontiers but questions the absolute stability of its external ones.

I have played with the idea of trying to create a digital image which would illustrate the design of this palimpsest, an image where different legacies could be marked off in separate colors on a horizontal scale. Their superimposition, as well as their non-coincidental, phased borders would neatly illustrate the relativity of regional borders across long historical periods. At the same time, however, the very visual premise—namely marking a legacy in a single color—already essentializes and homogenizes any separate legacy. The interesting thing would be also to illustrate the structurally cognate elements in different legacies, for example property relations or family structure or state institutions, which should be rendered as shades of the same color on a vertical scale. This, however, would complicate the image to such an extent that, although more faithful to reality, it would be visually ineffective and fail to make the point. After all, as some contemporary philosophers have maintained, we are living in the “image society” rather than the “information society,” where we witness a struggle of images rather than a struggle of ideas, and what dominates is not a *zeitgeist* but a *zeit-image*, stereoisimages rather than stereotypes, pre-images rather than pre-judices, and new-image in the place of Orwell’s newspeech. In order to be recognizable and effective, the image *ab definitio* reduces reality in a much more powerful way than the logos. Therefore, at the price of not reaching a wider audience, I prefer to stay with the visually less perfect but more complicated verbal metaphor of the palimpsest.

Historical Legacies and “Path Dependence”

In conclusion, I wish to raise a question that was posed to me a couple of years ago, namely whether these thoughts on historical legacies are not tantamount to what in political science has been termed “path dependence.” The category of “path dependence” developed as the result of a shift in political science toward a greater appreciation of history and the temporal dimensions of phenomena as a whole, a move away from purely structural, functionalist and quantifying approaches. It involves the focus on a chain of events or processes stemming from an initial “critical” juncture. It emphasizes, in particular, the potentially self-enforcing effects of early outcomes, and has enriched the understanding of social and political outcomes by paying greater attention to long-term processes. Welcome as all this is, to an historian it’s no big deal. Historical causality is the lemma of the great historical theorem of the *longue durée*. It would be similar to historians discovering that property relations are important for social movements, and then trying to sell this notion to economists. To me, “path dependence” is a strictly internal disciplinarian development within political science. Moreover, I wish to insist on a basic distinction in its concept and function from my “historical legacies.”

The coining of the term “path dependence” came about in order to better understand political choices, the chances for future institution-building, and so on. On the one hand, it was intended to caution against voluntarism, i.e. that any well implemented rational decision by elites will bring about the desired result. After all, as the formula would have it: “history matters,” or “culture matters.” On the other hand, by not having enough patience with the historical record and forcing through a “path” (sometimes even called “legacy”) with definite characteristics, it produces a kind of determinism or teleology that often verges on fatalism. (A few years ago at a lecture I was giving in France, I was asked by a young German journalist, “Do you think Albania has any chance of becoming democratic given its ‘path dependence’ on a highly patriarchal autocratic and tribal tradition?” I am afraid I was neither very patient nor polite, and told him

that “path dependence” is one thing and precedence another; after all, the Germans learned very quickly how to be democratic, “path dependence” notwithstanding.)

There is a curious if somewhat left-handed and inadvertent admittance of the deep-seated determinism of this approach by a couple of practitioners in the field. A recent study of the postcommunist transition, using various sophisticated measures and methods, including coefficients and standard deviations, has proposed the “thesis that geographical proximity to the West has exercised positive influence on the transformation of communist states and that geographical isolation in the East has hindered this transformation.”³⁵ The authors juxtapose cases where the policies of the elites have been deemed positive but the outcome was nevertheless negative. They conclude that geographical propinquity and contiguity has altered the context of politics in Central Europe no matter the politics, whereas further east, and especially in Central Asia, “even those that have tried to escape from their Leninist and pre-Leninist legacies, have been constrained by their isolation, their politically and economically undemocratic neighbors, and the absence of sustained outside sponsorship by economically powerful, democratic states.”³⁶ I might be excused from thinking that such a conclusion can be reached without access to computers and sophisticated measurements, but what is significant is their subsequent admission: “We are keenly aware that the kind of research we have undertaken here

35 Jeffrey S. Kopstein and David A. Reilly, “Postcommunist Space: A Political Geography Approach to Explaining Postcommunist Outcomes,” in Grzegorz Ekiert and Stephen E. Hanson, eds., *Capitalism and Democracy in Central and Eastern Europe: Assessing the Legacy of Communist Rule*, Cambridge: Cambridge University Press 2003, 148. For other works on path dependence, see Paul Pierson, “Increasing Returns, Path Dependence, and the Study of Politics,” *American Political Science Review* 94 (2), 2000, 251–68; James Mahoney and Dietrich Rueschemeyer, eds., *Comparative Historical Analysis: Achievements and Agendas*, Cambridge: Cambridge University Press 2003; Paul Pierson, “Big, Slow, and ... Invisible: Macro-Social Processes and Contemporary Political Science,” in Mahoney and Rueschemeyer, op.cit.; James Mahoney, “Path Dependence in Historical Sociology,” *Theory and Society*, 29, 2000, 507–48.

36 Ibid., 149.

itself contributes to the mental remapping of the postcommunist world. In social science the observer and the observed are never completely separable. If enough scholars characterize the Czech Republic as Western and Uzbekistan as Eastern, this may exercise a self-reinforcing dynamic of ‘orientalism.’ Still, the potential for orientalism is probably no worse in the study of spatial dependence than it is for temporal path dependence.”³⁷ In my opinion this is not only a rather lame defense of this type of spatial approach but an unwitting condemnation of the determinism and potential “orientalism” of path dependence.

My notion of “historical legacy” comes from a very different perspective and is impelled by a very different motive. It does not set itself the primary task of understanding how and why the present has emerged from the past and how it can shape the future. On the contrary, it demonstrates the complexity of the historical record and argues that it cannot serve as a straitjacket. Of course, I would never go so far as to say that history does not matter, but I think that the “path” or the “legacy” is so winding, flexible, changeable and permeable that it cannot be isolated like a bacillus. In a word, a legacy is not a thing but a process. Moreover, at least in my view, it makes clear many more commonalities than it does distinctions. Finally, I think that my “historical legacy” is much more empowering. It allows us to free ourselves from the shackles of a deterministic historical process; and for those who want obiter dicta from history, it is also disquietingly indeterminate. I will never forget a lecture on a similar topic I was giving to an audience of primarily legal historians, and the otherwise very positive reception culminated in the question: “This is highly sophisticated and compelling, but it seems inapplicable.” And this is precisely the point.³⁸

37 Ibid., 150.

38 On the other hand, I have no wish to argue that legacies do not have the potential to be used as political tools. Ukrainians argue that they are “more European than Slavic” based on their having been part of the Austro-Hungarian Empire (Joke van de Leeuw-Roord, ed., *History for Today and Tomorrow*, 17). I might add that I have heard comparable arguments emanating from the former Soviet Republic of Moldavia. Were we not, the argument goes, also

In the coming decade, the big discussion in the European Union will be Turkey. I am sure a lot of arguments will be based on “path dependence,” arguing both pro and con. After all, the beauty of history is that it can supply valid arguments for all kinds of propositions. But in the end, the decision will rest on extra-historical considerations, even if they are conveniently wrapped in historical legitimization. But let us imagine that in 2020 Turkey becomes an EU member. This is not implausible. And this will be neither Europe in the Near East nor the Near East in Europe. It will be Europe, period. Or the Near East, period, in the sense of the westernmost tip of the huge landmass usually called Eurasia but which is synonymous with the East or the Orient writ large. One can say that Europe *and* the Near East together have always been the indivisible and organic entity of Eurasia’s west. And incidentally, the long-term geological global forecast is that 50 million years from now Africa will have moved north into Europe and the Mediterranean Sea will have disappeared, replaced by the Mediterranean Mountains. Ditto for the Red Sea. 50 million years, we are told by geologists, is a safe forecast. If one year represents Earth’s past, 50 million years equal less than 4 days. The new continent, they say, will be called Afrasia.³⁹ No mention of Europe by the geologists. If, on the other hand, Europe were to expand, the whole new land mass might be called the European Union.

But we needn’t overstretch our imagination. Let us rather imagine that in 2070 (50 years after the hypothetical Turkish accession), the EU were to encompass those North African countries (at least the Maghreb) that have a special arrangement with Europe. As in the case of Turkey, this is not such a ludicrous proposition. And let

once a part of the Ottoman Empire? Greece, Romania, Bulgaria, Hungary and those countries formerly a part of Yugoslavia were all once part of the Ottoman Empire, and all of these countries as well as Turkey itself are or will eventually be part of the EU, so why not us? Although I am afraid that adducing the Ottoman Empire as a prime legitimator of European provenance and aspirations will produce ironic smiles, this argument is not entirely absurd.

39 Frank Press, *Understanding Earth*, Freeman 2006, reviewed in the *New York Times*, 9 January 2007

us also imagine that in 2120 (100 years after) the EU is still a viable body and is considering whether it shouldn't expand to embrace the whole of Russia. Also quite a logical development. And let us imagine that the world will still be inhabitable despite global warming and, hopefully, no big wars in the year 2222 (i.e. 200 years after) and that a student will then undertake research on the history of the European Union (since the subject is very topical, what with the heated debate swirling around possible accession of India to the EU) and he then may want to utilize the "path dependence" heuristic and write that, as far as Turkey, North Africa and Russia are concerned, their historical legacies have vindicated their accession... but let us be circumspect about India. By that time the European Union will have produced a 250-year-old history of "path dependence." All I am saying is that "path dependence" is not only in the past — it can be created in the future. It is a matter of choice. Of course, the choices should be judicious and well prepared, but they are nonetheless human choices. And these choices are made — let us be clear about this — primarily in the chancelleries of "Old Europe" in the West. But then, as the wise Ibn Khaldun once said of the West: "God knows what is going on there."⁴⁰

⁴⁰ As cited in Dimitris Livanios, "The 'sick man' paradox: history, rhetoric and the 'European character' of Turkey," *Journal of Southern Europe and the Balkans*, vol.8, no. 3, December 2006, 299–311, here 311.

Die Fritz Thyssen Stiftung

wurde 1959 von Frau Amélie Thyssen und ihrer Tochter Anita Gräfin Zichy-Thyssen im Gedenken an August und Fritz Thyssen errichtet.

Die Stiftung hat ihren Sitz in Köln. Sie ist die erste große private wissenschaftsfördernde Einzelstiftung, die nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland errichtet wurde.

Ausschließlicher Zweck der Stiftung ist nach ihrer Satzung die unmittelbare Förderung der Wissenschaft an wissenschaftlichen Hochschulen und Forschungsstätten, vornehmlich in Deutschland, unter besonderer Berücksichtigung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Das Schwergewicht der Fördertätigkeit liegt dabei auf der Unterstützung von Forschungsvorhaben im Bereich der Geisteswissenschaften und der Biomedizin.

Die Stiftung unterstützt zeitlich befristete Forschungsprojekte, kleinere wissenschaftliche Tagungen, vergibt Stipendien an junge, promovierte Wissenschaftler, finanziert mehrere internationale Stipendien- und Austauschprogramme und fördert auch in begrenztem Umfang die Publikation der Resultate von ihr unterstützter Forschungsarbeiten.

Postanschrift:

Am Römerturm 3

50667 Köln

www.fritz-thyssen-stiftung.de

The Fritz Thyssen Stiftung

was founded in 1959, by Amélie Thyssen and her daughter Countess Anita Zichy-Thyssen in memory of August and Fritz Thyssen. The Fritz Thyssen Stiftung was the first private foundation dedicated to the support of scholarship and research to be established after World War II in the Federal Republic of Germany, and has its office in Cologne.

The sole purpose of the Foundation according to its statutes is the direct support of research and scholarship in universities and research institutes, primarily in Germany, with special emphasis on the support of young scholars. In providing support, the Foundation is particularly interested in supporting research projects in the humanities and in biomedicine.

The Foundation concentrates its activities on the support of specific research projects to be carried out in predictable periods of time — projects which must fit into the Foundation's programme of support as well as lie within its financial possibilities. It also supports small academic conferences, provides stipends for young scholars who have completed a doctoral degree, finances several international stipend and exchange programmes, and supports to a limited extent the publication of the results of projects which it has furthered.

Address:

Am Römerturm 3

50667 Köln

www.fritz-thyssen-stiftung.de

